Oelschläger

Novellen

von

Hermann Oelschläger.

Zweiter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1874.

Die Katzenmarie.

Erstes Kapitel.

Es war an einem Abend in der Mitte des Spätherbstes im Jahre 1865; der Wind fegte kalt und schneidend durch die engen Straßen einer mitteldeutschen Universitätsstadt und trieb den vereinzelten Wanderern den fein niederrieselnden Regen in das geröthete Gesicht. Der Wind schien es darauf angelegt zu haben, heute allein die Straßen, die nur spärlich von den flackernden Gasflammen erhellt waren, beherrschen zu wollen und jedes lebende Wesen aus dem Freien in die Häuser zu verjagen. Immer seltener tauchte da und dort eine dunkle Gestalt auf, die mit vorgehaltenem Schirm mühsam dem Sturm entgegenkämpfte; nur ein Liebespärchen stand noch vereinzelt im Schatten eines hohen Thorwegs, wohin es geflüchtet war, nachdem die Flamme seiner Zärtlichkeit

der Kälte des Unwetters draußen nicht Stich zu halten vermocht hatte; bald verschwand auch dieses, öde und verlassen lagen die Straßen, nur noch ein Tummelplatz der losgelassenen Elemente, der unfreundlichen Winterboten.

Lustig und lebhaft aber ging es im zweiten Stocke des an der M.-Straße gelegenen Hotels Wohlmuth zu. Blendend fiel der Glanz der taghell erleuchteten Fenster in das Dunkel der Straße und auf das nasse Pflaster, Klirren von Gläsern und stürmisches Hochrufen war vernehmbar — der Besitzer des Gasthofs feierte in seiner Privatwohnung mit einem Kreise auserlesener Freunde seinen achtundfünfzigsten Geburtstag.

Das Souper war beendet und der Wein in seine Rechte getreten; der weithin berühmte Keller des alten Wohlmuth hatte von seinem Schatze gespendet, was gut und herrlich war.

Jeder Gast wählte nach seinem Geschmacke; Gläser von den verschiedensten Formen und Farben standen vor ihm, bereit, auf seinen Wink den dunkeln Bordeaux Lafitte, den goldenen Johannisberger oder den funkelnden Stein in ihren durchsichtigen Schooß aufzunehmen, alle überragt vom blitzenden Champagnerkelch, dessen Dienst den letzten Stunden der Nacht vorbehalten war.

Zwischen den Gläsern und riesigen farbenleuchtenden Bouquets prangten geschmackvolle Tafelaufsätze, mit Obst beladen und Zuckerbackwerk, mit Aepfeln und Orangen, Trauben und Mandeln, Nüssen und Feigen, deren lockendem Zauber so mancher Frauenmund gehorchte, wenn ihm von Lachen und Scherzen, Plaudern und Kichern eine ruhige Minute gegönnt war, während die Herren zu den Cigarren griffen, die in preiswürdiger Auswahl von den Kellnern herumgereicht wurden.

Der officielle Toast auf die Gesundheit des gefeierten Hauswirthes war ausgebracht worden, die Gläser hatten lebendig zusammengeklirrt, ein Jeder war herbeigeeilt, dem verehrten Manne die Hand zu schütteln, die Unterhaltung wogte immer angeregter breit und ungezwungen hin, als sich der alte Wohlmuth von seinem Sitze erhob, mit dem Messer an sein Glas schlug und nach eingetretener Stille mit kräftiger, aber bewegter Stimme folgenden Trinkspruch ausbrachte:

„Meine verehrten Freunde und Gäste! Ich möchte Ihnen vor allem meinen Dank, meinen besten, wärmsten Dank aussprechen für die vielen Beweise treuer Freundschaft, die ich heute an meinem achtundfünfzigsten Geburtstage von Ihnen allen empfangen habe. Es ist mir, ich empfinde das tief und mit dankerfülltem

Herzen gegen Gott, ein seltenes Geschick widerfahren: während das Alter uns sonst die Freunde raubt und uns einsam macht, während sonst mit jedem Schritte unsere Pfade verlassener und öder werden, und nicht allein deswegen, weil der Tod unbarmherzig in dasjenige, was wir für immer zu besitzen wähnen, eingreift, darf ich mich preisen und mit Stolz sagen, daß ich bis jetzt, da ich an der Schwelle der Sechziger stehe, nicht nur keinen Freund verloren habe, sondern daß sich der Kreis derjenigen, die mir in Liebe und Freundschaft zugethan sind, täglich vergrößert und erweitert, und daß ich täglich noch das Glück habe, Männern auf meinem Wege zu begegnen, von denen ich gestern kaum noch gekannt zu sein glaubte und die mir neidlos die Hand schütteln und sich erfreut zeigen, daß ich dasjenige, was ich unter so ungünstigen Verhältnissen muthig begonnen, auch glücklich zu Stande gebracht und im bedrohlichen Sturm der Zeit hoch und unversehrt gehalten habe. Ja, meine Herren, es sind heute zwölf Jahre, daß ich den ersten Entschluß faßte, die kleine Weinrestauration, die ich besaß, wachsen und sich ausdehnen zu lassen zu einem Gasthofe, welcher der Größe und Bedeutung unserer Stadt würdig wäre und den Ansprüchen genügte, welche man heutzutage an ein Etablissement dieser

Art macht. Sie selbst, meine verehrten Gäste, erinnern sich wohl noch gut, mit welchem Kopfschütteln und mit welchen Bedenklichkeiten man rings in der Stadt von meinem Unternehmen sprach. Ich selbst weiß manchen von Ihnen, der mich in treuer Freundschaft warnen und wohlmeinend auf die ungünstige Geldlage, auf die überall herrschende Vertrauenslosigkeit und auf all die andern Ihnen bekannten Mißstände hinweisen zu müssen glaubte. Aber ich hatte Muth und ein unerschütterliches Vertrauen in mein Glück, das mich schon in jungen Jahren aus einem armen barfußlaufenden Dorflehrerssohn zum wohlhabenden Besitzer einer überall geachteten Weinhandlung gemacht hatte. Ich wagte also, was Niemand gewagt hätte, und abermals heute vor zehn Jahren war es, daß ich den Bau, in welchem wir uns zu dieser Stunde befinden und den ich von Grund aus neu hatte aufführen lassen, als Hotel eröffnete. Aber auch jetzt noch blieben die Unglückspropheten nicht aus. Zwar man bewunderte Alles, man bestaunte Alles, aber man fand Alles zu kostspielig, Alles übertrieben, Alles zu luxuriös. Man fand das Treppenhaus zu großartig, die Goldspiegel zu prahlerisch, die Uhren zu prächtig, die Möbel zu glänzend, die Teppiche zu verschwenderisch, zuletzt fand man selbst die Lage ungünstig,

und als Alles getadelt war, kam man auch zu der Ueberzeugung, daß in einem Hause, das nahezu aus lauter Fenstern bestehe, kein Mensch werde wohnen mögen. Das waren, Sie sind meine Zeugen, die Auspicien, unter denen ich mein Geschäft eröffnete."

Der Redner machte eine Pause, in welcher er wie triumphirend umherblickte, und fuhr dann fort:

„Um so verzeihlicher, meine Herren, ist der Stolz, mit welchem ich heute auf mein Haus blicke, und um so berechtigter ist die selbstbewußte Freude, mit welcher ich das, was ich einst unter der Zeiten Ungunst gesät, heute hoch herangewachsen und fest gegründet sehe. Aber, und das ist es, was ich Ihnen sagen wollte, ich weiß, daß ich das Glück dieser Tage nicht allein mir verdanke. Nach Gott schulde ich den Glanz und das Ansehen, die heute mein Haus umgeben, zunächst Ihnen, meinen verehrten Freunden, Sie halfen mir erreichen, was ich erreicht habe. Sie waren es, die mir auch in der schwersten Zeit treu mit Rath und That beigestanden sind. Sie waren es, die in aller Herren Ländern, wohin Sie Ihr Beruf führte, den Namen meines Gasthofs hochgehalten und mir Gelegenheit gegeben haben, den zureisenden Fremden zu beweisen, daß ich Ihrer Empfehlung würdig sei, und so ist es eine heilige Pflicht, die ich erfülle, indem

ich Ihnen nun, da Alles zum guten Ende geführt ist, aus bewegtem Herzen danke. Erhalten Sie, darum bitte ich Sie, auch für die Zukunft diese ehrenvolle Theilnahme mir und meiner Familie; seien Sie mir auch in den kommenden Tagen so treue Freunde, wie Sie es in den vergangenen waren, und gönnen Sie mir das süße Bewußtsein, auch ferner von Ihnen, den geehrtesten und angesehensten Männern der Stadt, unterstützt und gefördert zu sein. Daß dies so komme, darauf hebe ich mein Glas und bringe es Ihnen und dem Wohle aller meiner Freunde."

Die Worte des Wirthes hatten einen tiefen Eindruck gemacht; er hatte nicht übertrieben, er hatte wirklich Großes gewagt und Schweres bestanden. Ja, noch in der letzten Zeit, da bei der wachsenden Verlegenheit des Geldmarktes da und dort alte, im Laufe vieler Jahre erprobte Firmen zusammengebrochen waren, hatte mancher seiner Freunde heimlich für ihn gezittert, aber immer noch hatte er glücklich speculirt, immer noch war ihm sein Stern treu geblieben, und so weckte denn auch jetzt, da er seines Hauses Segen mit so beredten Worten pries, sein Trinkspruch in aller Herzen den freudigsten Widerhall.

Mit Thränen in den Augen nahm die gute, fleißige Frau Wohlmuth den Glückwunsch entgegen, mit welchem

die Gäste den Toast ihres Mannes beantworteten; sie lächelte wehmüthig und meinte, nicht umsonst seien ihre Haare im Laufe der letzten Jahre so schnell ergraut; aber nie habe sie den Muth verloren, Tag und Nacht sich gesorgt und gekümmert, immer geschafft und gearbeitet gleich der niedrigsten Magd, und so wolle sie denn herzlich froh sein und Gott mit ganzer Inbrunst danken, wenn nun wirklich Alles, wie Wohlmuth glaube, zum sichern Ende geführt sei.

„Ja", sagte dieser, der die letzten Worte seiner Frau mit angehört hatte, „Du warst wahrhaftig immer eine treue, wackere Hausfrau. Mag der Mann ringen und kämpfen, an Dir hab' ich es erfahren, daß das Weib die Seele des Hauses ist, sein treuer Schutzgeist, sein nimmer müder Engel."

Mit diesen Worten zog er die schlichte Frau, die ob des ihr gewordenen Lobes mit glücklichem Auge zu ihm aufsah, an sich und drückte einen Kuß auf ihre von den ergrauenden Haaren umrahmte Stirn. Wie er dann weiter schritt, sah sie ihm mit warmem Blicke nach und es freute sie, von den ihr zunächst sitzenden Gästen ihren Mann wegen seines vortrefflichen Aussehens gelobt zu hören. Man sah ihm die Sorgen der Jahre, von denen er vorhin gesprochen hatte, nur wenig an. Zwar war auch sein Haar, das in kurzen,

aber reichen Locken die breite, ausdrucksvolle Stirn beschattete, schon stark mit Grau gemischt, aber die mittelgroße, gedrungene Gestalt war ungebeugt; der kluge Kopf mit den muntern Augen und den freundlich lächelnden Lippen saß aufrecht auf den breiten Schultern; obwohl der Körper zur Fülle neigte, war Wohlmuth's Schritt leicht und elastisch, jede seiner Bewegungen war rasch und gefällig. Und so hatte er denn auch im Umgange etwas von jener Art, die Vertrauen einflößt; sein heiteres, zuversichtliches Wesen gewann ihm die Herzen, er kam offen und unbefangen entgegen, ohne daß er jemals zudringlich erschienen wäre, Alles in Allem: er war einer von denjenigen Menschen, denen man bei der ersten Begegnung die Hand drückt und denen man sich freut begegnet zu sein.

In diesem Augenblicke sprach Wohlmuth mit einem seiner Gäste; doch schien seine Aufmerksamkeit nur eine getheilte, sein Blick flog suchend über die im Saale plaudernd umherstehenden Gruppen, hinauf, hinunter, bis er endlich an einem der letzten Fenster haften blieb.

Was dort seine Aufmerksamkeit erregt haben mußte, war ein junger Mann und eine junge, sehr schöne Dame.

Die letztere war es gewesen, die während der stürmischen Begeisterung, welche dem Trinkspruche Wohlmuth's gefolgt war, die Gelegenheit ergriffen hatte, sich unbemerkt dem Fenster zu nähern und in der tiefen Nische desselben hinter den niederfallenden grünen Damastvorhängen Platz zu nehmen. Sie stützte den schönen Kopf in die kleine Hand und schien gedankenvoll zu sein. Sie schien die Einsamkeit zu suchen, und es war gewiß nicht Absicht, wenn ihr blaues Unterkleid, über das sie nach der neuesten Mode hochgeschürzt den schwarzseidenen Rock trug, sich unten durch die Spalte des Vorhangs drängte nnd ihre Anwesenheit verrathen mußte. Nach einer kleinen Weile aber hob sie den Blick und spähte, ohne die halb liegende Stellung ihres Körpers zu ändern, ungeduldig gegen den Saal hin; da rauschte die Gardine — schnell besonnen senkte das Mädchen wieder den Kopf und wie vorhin schien sie den tiefsinnigsten Betrachtungen über Gott und Unsterblichkeit nachzuhängen.

Ein junger, hochgewachsener Herr trat ein. Er hielt die Gardine auseinander, daß der Kerzenstrahl von draußen hell auf das schöne Mädchen fiel, und rief:

„Treuloser Flüchtling, überall verfolge ich Ihre Spur, um Sie endlich hier in Einsamkeit begraben zu finden.“

Die Angeredete war erst wie erschrocken aus ihrem Sinnen in die Höhe gefahren, nun strich sie sich die hellbraunen Locken aus der Stirn und erwiderte, den Kopf unwillig zurückwerfend:

„Daß die Männer uns Frauen doch überall zu finden wissen!“

„Ist das ein Vorwurf, den Sie mir machen?“

„Gewiß.“

„Nachdem Sie selbst sich der Sünde schuldig gemacht haben, uns um Ihre reizende Gesellschaft zu betrügen?“

„Ein Betrug, der die zahlreiche Gesellschaft so wenig zu Schaden bringen dürfte, als die Woge das Meer, wenn sie vom Winde gefaßt und auf den Strand geworfen wird.“

„Und wenn nun gerade diese Woge die kostbarste Perle des Meeres enthielte, schöne Kathinka?“

„Dann“, lächelte das Mädchen kokett, „wäre der Finder zu beglückwünschen, der eben, wenn auch noch so zufällig, des Weges käme.“

„Also ich?“

„Ich weiß nicht.“

Der Herr ließ die Gardine hinter sich zufallen, trat auf das Mädchen zu und ergriff ihre Hand, auf die er einen brennenden Kuß drückte.

Kathinka ließ ihre Hand lange genug in der seinen, daß er nicht in Zweifel darüber sein konnte, eine wie gnädige Aufnahme seine Huldigung gefunden habe, dann zog sie dieselbe zurück und sagte:

„Aber, Gustav, Sie vergessen sich!“

„Vergessen? Ich habe noch keinen Moment mit glücklicherem Bewußtsein gelebt als diesen.“

„Heuchler“, rief das Mädchen, indem sie leicht mit dem Fächer nach ihm schlug. „Und nun ziehen Sie die Gardinen zurück, um der Dunkelheit, die Sie zu einer unerlaubten Kühnheit hingerissen hat, ein Ende zu machen.“

„Lassen Sie doch! Strahlt nicht gerade in der Dunkelheit der Stern Ihrer Schönheit um so heller?“

„Sieh da! Sie meinen, daß ich beim vollen Glanze der Lichter Gefahr laufe, zu verlieren? Sie sind unhöflich, mein Herr.“

„Nein, im vollsten Glanze des Tages hat auch das Unschönste und Unbedeutendste Licht und Leben; aber nur die Gestirne des Himmels sind es, die durch den Schleier der Nacht siegreich leuchten.“

„Ich sehe mit Vergnügen, daß Sie, um mich mit Ihren Gleichnissen zu bestechen, die ganze Schöpfung plündern; aber bleiben wir schön auf der Erde, lieber Gustav, und erinnern wir uns der bösen Augen

und der bösen Zungen, die wir alle zu fürchten haben."

„Das war nie mein Fall."

„Natürlich! Sie kümmern sich um das Gerede der Leute wenig!"

„Im Gegentheil, ich weiß mir nichts Angenehmeres, als in Verbindung mit einem schönen Mädchen genannt zu werden."

„O über die Eitelkeit der Männer, die von ihnen höher gestellt wird als die Gewissenhaftigkeit!"

„Haben Sie das jemals anders gewußt oder gehört? Ich bedaure lebhaft, Sie auf solchen Gemeinplätzen ertappen zu müssen."

„Und das wagen Sie mir offen einzugestehen?"

„Ich wage es. Man nennt die Frauen die Krone der Schöpfung, und besitzen sie nicht auch das schönste Vorrecht der Krone, zu begnadigen und zu verzeihen? Sollten Sie, Kathinka, nur mir gegenüber dieses Recht nicht geltend machen wollen?"

„Ich verzeihe Ihnen. Aber was Sie eben unser schönstes Vorrecht geheißen haben, würden Sie besser unsere beklagenswerthe Schwäche nennen; wir verzeihen zu gern."

Damit reichte Kathinka lächelnd ihre Hand dem jungen Manne, der sie wieder an seine Lippen führte.

„Und nun“, sagte sie dann, „lassen Sie uns wirklich die Gardinen zurückschlagen; man würde uns vermissen.“

Der junge Mann that, wie ihm geheißen, und nahm ihr gegenüber in der Fensternische Platz.

Das Mädchen schien es nicht ungern zu sehen, wie sein Blick auf ihrer schönen, imponirenden Gestalt weilte. Ein Lächeln umspielte den kleinen kirschrothen Mund und ihr braunes Auge blitzte schelmisch zu ihrem in bewunderndes Schweigen versunkenen Nachbar.

„Woran denken Sie?“ fragte sie neckisch, indem sie mit dem Fächer auf sein Knie schlug, wie um ihn aus seiner Selbstvergessenheit zu sich zu bringen.

„An das Beste, woran ein Mensch zu denken vermag, an Ihre Schönheit.“

„Lassen Sie Ihre Possen und sagen Sie mir lieber, wie Ihnen der Trinkspruch Ihres Herrn Vaters gefallen hat. Ich bin entschlossen, mich fernerhin nicht mehr über die schönen Anlagen des Sohnes zu verwundern, nachdem ich an dessen Vater so ausgezeichnete Fähigkeiten entdeckt habe. Sie müssen doch glücklich sein, sich als den Sohn eines Mannes zu wissen, der mit solchem Stolz, mit solcher Zufriedenheit von sich und seinem Geschäfte sprechen kann!“

„Gewiß."

„Der Lohn seiner Arbeit wird erst von Ihnen recht geerntet werden; Sie sind es, dem die Früchte reif in den Schooß fallen."

„Ich bedauerte nur während der Rede meines Vaters zum ersten Mal, daß der Gasthof, das Kind seiner Sorgen und seiner Mühen, nach seinem Tode in fremde Hände gerathen wird."

„Sie wollen ihn wirklich nicht übernehmen?"

„Wie können Sie glauben, Kathinka! Ich bin heute mehr denn je entschlossen, meine Studien auf der Universität zu vollenden und als Beamter in den Dienst des Staates zu treten."

„Das heißt sich in Knechtschaft begeben!"

„Nicht mehr als der Wirth eines Hotels sein. Es ist mir unmöglich, mich mit dem Hute in der Hand am Thore des Gasthofs zu denken, die Fremden empfangend oder mich von ihnen verabschiedend. Sie haben keine Idee, wie anmaßend solches Volk auf der Reise ist, und die erste Pflicht eines Wirthes bleibt immer, jede Brutalität eines Fremden mit einer doppelten Höflichkeit zu erwidern. Zudem habe ich nicht den geringsten Sinn für das, was man geschäftlichen Betrieb nennt; ich bin in solchen Dingen unpraktisch, ich vermag nicht zu rechnen, ich vermag nicht zu

speculiren, ich müßte mich fremden Händen anvertrauen und wäre verloren.“

„Ihr Vater hat aber die Hoffnung noch nicht ganz aufgegeben, Sie doch noch als seinen Nachfolger zu sehen.“

„Ich weiß das. Als er mich vor drei Jahren auf meine eigenen dringenden Bitten die Universität beziehen ließ und mich in den Ferien auf Reisen schickte, glaubte er, es könne niemals schaden, in den jungen Jahren möglichst viel zu lernen und zu sehen; er meinte, es würde dem Gasthofe später zu gute kommen, wenn man in Kenntniß brächte, daß man es hier mit einem wirklich erfahrenen und wirklich gebildeten Manne zu thun habe, nicht aber mit einem Hausknecht, der sich nur durch die Unsumme zusammengegeizter Trinkgelder an die Spitze eines Hotels geschwungen habe. Mein Vater vergaß aber, daß mich jedes neue Studienjahr seinem ursprünglichen Plane mehr entfremden mußte. So ist es gekommen, wie es kommen mußte, und mein guter Vater wird sich zu trösten suchen müssen.“

„Sie haben wohl sehr fleißig bisher studirt?“

„Offen gestanden, nein“, antwortete der junge Mann ruhig, als ob ihm der spöttische Ton, in welchem die Frage an ihn gerichtet worden war, ganz

entgangen wäre, „wenigstens war gerade das Fach, für welches ich mich hatte inscribiren lassen, dasjenige, welches ich vielleicht am meisten vernachlässigt habe. Doch sah ich mich sonst in philosophischen Dingen und in den schönen Künsten nicht ganz erfolglos um, und so hoffe ich denn auch durch das Corpus Juris mich noch so weit durchzuarbeiten, daß ich das verantwortungsreiche Amt eines Assessors, Rathes oder Directors auch noch auf meine schwachen Schultern laden und das Schwert der allsiegenden Gerechtigkeit ehrenvoll und siegreich gegen Räuber und Mörder werde handhaben können. Höher geht mein Ehrgeiz nicht. Ich suche ein Amt nicht des Verdienstes wegen, sondern um der Beschäftigung und des äußern Ansehens willen. An den Titeln, die ich eben genannt habe, werde ich mir genügen lassen, und das Vermögen, das mir mein Vater einst hinterlassen wird, muß mir die Möglichkeit gewähren, das Leben nicht ganz freud- und genußlos zu durchwandern, natürlich nur an der Seite der schönsten Frau.“

Kathinka mochte in den letzten, etwas nachdrucksvoll gesprochenen Worten eine Anspielung auf sich selbst sehen, sie erröthete leicht und wandte den Blick gegen das Fenster auf die nachtbedeckte Straße, dann seufzte sie:

„Wie glücklich sind doch die Männer, die den Lauf ihrer Tage sich selbst bestimmen dürfen!"

„Sollten Sie das nicht können, Kathinka?" fragte Wohlmuth.

„Dort sitzt derjenige, den man zum Lenker meines Schicksals ausersehen hat", antwortete das Mädchen und deutete auf einen Herrn, der nicht weit von ihnen an der Tafel saß.

Wohlmuth hatte sich wie der Blitz umgedreht und folgte der gegebenen Richtung.

„Meinen Sie das schmächtige Herrchen dort mit den aschblonden Haaren, das uns den Rücken zuwendet?"

„Eben den."

„Zu dem gerade Ihr Vater tritt? Jetzt wendet er den Kopf zur Seite! Mein Gott, das Bürschchen hat ja ganz rothe Augenlider! Meinen Sie den?"

„Eben den."

„Wer ist das? Wer hat ihn mitgebracht? Er wurde meinem Vater vorgestellt, ich hatte aber noch nicht Gelegenheit, diesen nach dem Fremden zu fragen."

„Wie ich Ihnen schon sagte, dieses Herrchen — beliebten Sie sich nicht so auszudrücken? — ist der künftige Leiter meines Schicksals."

„Was soll das heißen?"

„Er ist zu meinem Verlobten bestimmt.“

„Unmöglich!“

„Er kam gestern von Bremen hier an, um den Winter in unserer Stadt zuzubringen, und mein Vater machte mir heute Morgen die Mittheilung, daß dieses Bürschchen — sagten Sie nicht so? — um meine Hand anzuhalten gedenke.“

„Er ist ein Narr!“

„Mein Herr, er ist mein künftiger Verlobter.“

„Sobald er das wirklich ist, werde ich sagen: er ist ein Held! Aber jetzt erlauben Sie mir, kurzweg zu sagen: er ist ein Narr! Sie und dieses geschniegelte Schwefelholzmännchen! Wer hat denn den Armen auf diese Irrenhausidee gebracht?“

„Unsere Väter sind Geschäftsfreunde.“

„Dachte ich mir's doch. Nun, ich hege keine Besorgniß, daß sich Kathinka Hollbein, das schönste, reichste, geistvollste Mädchen der Stadt, dem auf einen Wink alle Herzen zufliegen würden, von Geschäftswegen verheirathen läßt.“

„Noch fürchte ich auch nicht dergleichen“, meinte die also Gepriesene lächelnd.

„Wie kommen Sie aber dazu, mir alles das jetzt erst zu sagen?“ fragte Wohlmuth vorwurfsvoll.

„Konnte ich denn ahnen“, warf das Mädchen

leicht hin, „daß Sie sich dafür interessiren würden?"

„Kathinka!" rief Gustav und wollte sie bei der Hand fassen, als sein Vater herzutrat, um dem Stelldichein, gegen das er an und für sich gar nichts einzuwenden hatte, das ihm aber nun lange genug gewährt hatte, ein Ende zu machen.

„Es ist eben", sagte der alte Wohlmuth, „von den jungen Damen der Vorschlag gemacht worden, die Tafel auf die Seite zu stellen und zu tanzen."

„Vortrefflich!" rief Kathinka, indem sie klatschend von ihrem Sitze aufsprang.

„Du wirst Dich", fuhr der Wirth gegen seinen Sohn fort, „bequemen müssen, zu spielen; da man Dich als Klavierspieler kennt, darf ich keinen Gast um die Gefälligkeit bitten, und so —"

„Spielen Sie nicht, Gustav", fiel Kathinka bittend ein, „Sie sollen tanzen."

„Ich weiß einen Ausweg", rief der junge Wohlmuth. „In unserem Hotel wohnt seit fünf oder sechs Tagen eine Frau Bardeles mit Fräulein Tochter."

„Nun?"

„Letztere ist eine ausgezeichnete Klavierspielerin. Ihre Mama hat mich mit den Schilderungen davon alle Tage während der table d'hôte fast zu Tode ge-

martert. Ihre Tochter sei eine Künstlerin, sagte sie, eine Virtuosin, eine — was weiß ich!"

„Die soll uns zum Tanze aufspielen?"

„Frau Bardeles beklagte alle Tage, daß ihre Tochter nun schon seit drei Wochen, so lange mögen sie auf der Reise sein, kein Klavier mehr angerührt habe. Das sei ein Nachtheil und Schaden, von dem ich mir gar keinen Begriff machen könne. Ich gab das zu. Frau Bardeles scheint dieses Unglück lebhaft genug zu empfinden, daß sie die Gelegenheit, ihre Tochter wieder spielen zu hören, gewiß mit tausend Händen ergreift. Die Damen werden eben aus dem Theater zurückgekommen sein; ich fordere sie nun auf, den Rest des Abends nicht einsam auf dem Zimmer, sondern in unserem Kreise zuzubringen. Auch sei ein Klavier da, dessen Benutzung dem Fräulein mit Vergnügen angeboten werde, und — zehn gegen eins — kaum habe ich das verlauten lassen, ist die gute Frau Bardeles aus Hannover in der Falle und das Uebrige gibt sich dann von selbst."

„Versuche Dein Glück", meinte der alte Wohlmuth und bot Kathinka den Arm, sie den übrigen Mädchen zuzuführen, die munter und lachend bereits das Klavier umstanden, für das noch eine geschickte Hand gefunden werden sollte.

Schon nach kurzer Zeit kehrte Gustav zurück und führte triumphirend die beiden Damen, von denen er gesprochen hatte, in den Saal.

Frau Bardeles aus Hannover war eine kleine, runde, volle Dame. Obwohl sie schon in der Mitte der Fünfziger stehen mochte, war ihr Haar von einer untadelhaften Schwärze und fiel zu beiden Seiten in dichten, zierlich gekräuselten Löckchen auf die runden, gerötheten Wangen; da sie überaus lebhaft war, so befand sich auch ihr Kopf in steter Bewegung, und mit dem Kopfe nickten und wackelten auch beständig die vielen Löckchen. Ihre Augen waren dunkel und sahen klug, fast zu klug darein. Der Ausdruck des Gesichtes war, da sie beim Reden beständig lachte, ein freundlicher; wenn sie aber schwieg oder über etwas sann, bemerkte man einen allzu entschlossenen Zug, der um den Mund gelagert war und in seltsamem Widerspruch zu ihren Bemühungen stand, immer liebenswürdig und zuvorkommend zu erscheinen.

„Sieh", sagte Frau Bardeles beim Hereintreten zu ihrer Tochter, einem schlanken, blassen, schwarzäugigen Mädchen, „dort steht das Klavier."

Dann schritt sie, nicht im mindesten durch die vielen fremden Gesichter beirrt, welche sie neugierig

anstarrten, lebhaft auf den Wirth zu, der ihnen indeß zur Begrüßung schon entgegenkam.

„Ja", sagte Frau Bardeles, nachdem die ersten Formen der Höflichkeit ausgetauscht waren, „sehen Sie, das ist meine kleine Marie, ein Sappermentsmädchen. Sie spielt Klavier. Das heißt, wenn ich sage, sie spielt Klavier, so will das bedeuten: sie ist eine Künstlerin, eine Virtuosin. Sie sollten meine Marie einmal etwas von Wagner oder Bülow oder Lisst oder Chopin spielen hören! Meine Marie schwärmt nämlich für die neuere Schule. Sie wollte schon in diesem Winter öffentlich auftreten, aber es ist vielleicht besser, wenn sie noch ein wenig wartet. Sehen Sie, sie ist gar so jung noch, und dann, sie hat es ja nicht nöthig. Sie verstehen mich. Wenn sie will, in Gottes Namen, sie soll eine berühmte Küustlerin sein; aber sie kann wieder aufhören, sobald sie die Lust daran verloren hat — sie hat es nicht nöthig. Der alte Bardeles — Gott hab' ihn selig — hat sich nicht umsonst sein Leben lang geplagt und gearbeitet, er hat sein Schäflein ins Trockene gebracht, und wenn auch ich einmal meine Augen zumache, so brauche ich wenigstens nicht in Sorgen für meine kleine Marie zu sein; ich hinterlasse ihr so viel, daß sie mehr als anständig leben kann, auch wenn sie nicht heirathet. Denn sehen Sie,

meine Marie ist ein kurioses Ding, sie will nicht heirathen; sie sagt, die Männer von heute taugten nicht viel, und wahrhaftig — der alte Bardeles freilich, Gott hab' ihn selig, war ein vortrefflicher Mann — manchmal meine ich selbst: Deine kleine Marie ist gar nicht so dumm, und gebe ihr Recht. Wenn sie also nicht heirathen mag, so soll sie eine Künstlerin werden, berühmt und gefeiert, wie es ihr bei der Technik und bei dem Anschlag, den sie in den Fingern hat, gar nicht fehlen kann. Sie sollten sie einmal so eine ungarische Rhapsodie von Lisst spielen hören! Da fällt mir gerade ein: wie Lisst, der Abbate Lisst, der erste Klavierspieler der Gegenwart, kürzlich von Rom hier in Deutschland war, durfte sie vor ihm spielen. Sie spielte hinreißend, unübertrefflich, ich habe sie nie so spielen hören, mit einer Technik, mit einem Anschlag, den selbst ich bewundern mußte — ach ich will es zugeben, ich bin manchmal eine recht eitle Mutter. Lisst saß neben ihr am Klavier und hörte lange zu, er sprach kein Wort und fuhr sich nur immer mit den Fingern durch die langen Haare. Wie sie dann aufhörte, faßte er sie bei der Hand und küßte sie auf die Stirn und sagte: „Mein Fräulein, Sie haben mir große Freude bereitet." Das hat der große Lisst zu meiner Tochter gesagt und hat sie auf die Stirn geküßt. O, wenn

das der alte Bardeles — Gott hab' ihn selig — noch erlebt hätte! In mir aber stand es seit jenem weihevollen Moment fest, daß meine Marie berufen sei, neben den größten Klavierkünstlern unserer Zeit zu glänzen. Das heißt, ich zwinge sie nicht dazu, sie hat ihren freien Willen, aber es wird so kommen, wie ich sagte. Gefällt ihr später die öffentliche Laufbahn nicht mehr, sehnt sie sich danach, wieder in das Privatleben zurückzutreten, gut, so mag sie es thun, so mag sie für sich leben und mag das Klavierspielen wieder aufgeben, sie hat es ja nicht nöthig."

Die Anwesenden hatten diesen begeisterten, in einem Athem und mit reißender Schnelligkeit zum Besten gegebenen Erguß der Frau Bardeles aus Hannover mit steigender Verwunderung angehört. Marie selbst war verlegen und mit niedergeschlagenen Augen zur Seite gestanden und schien nur ungern Zeuge der mütterlichen Eitelkeit zu sein. Ein leichtes Roth war in ihre Wangen gestiegen und mit schüchternem Wort hatte sie mehrmals den Redestrom ihrer Mutter fruchtlos zu unterbrechen gesucht. Jetzt, da von allen Seiten die Aufforderung zu spielen an sie laut wurde, erglühte sie in noch größerer Verwirrung und schien den freundlichen Bitten einen beharrlichen Widerstand entgegensetzen zu wollen.

„Warum willst Du nicht spielen?“ fragte Frau Bardeles gereizt.

„Weil Dein übertriebenes Lob Erwartungen hervorrufen muß, die ich nicht zu erfüllen vermag.“

„Fürchten Sie“, sagte eine Stimme hinter ihr, „so geringem musikalischem Verständniß in unserem Kreise zu begegnen?“

Marie drehte sich um und sah, daß es ein katholischer Geistlicher, ein ehrwürdig aussehender Greis war, der diese Frage an sie gerichtet hatte.

„Nein“, antwortete sie; „aber ich fürchte, man werde sich, wenn ich gespielt habe, schon aus Artigkeit zum Lobe verpflichtet glauben.“

Nach diesen Worten setzte sie sich an den Flügel und griff ein paar Accorde, die stolz und tönend durch den Saal wogten.

Die ganze Gesellschaft stand in gespannter, schweigender Erwartung umher.

„Was soll ich spielen, Mama?“ fragte das Mädchen schüchtern, ohne den Blick von den Tasten zu erheben.

„Was Du willst“, war die Antwort von Frau Bardeles, die in nächster Nähe ihrer Tochter auf einem Stuhle Platz genommen hatte.

„Nein, sage Du mir's.“

„So spiele eine der ungarischen Rhapsodien von Liszt.“

„Die sind sehr schwer.“

„Närrisches Ding, Du hast sie ja alle auswendig gelernt.“

Marie wagte keinen Einspruch mehr und begann. Nach den ersten Takten schon wich die Verlegenheit, in der sie befangen gewesen war. Die Röthe der Verwirrung trat aus ihrem feinen Gesichte zurück und machte der zarten Blässe Platz, von der sie angehaucht war und die in wirkungsvollem Gegensatz zu den tiefschwarzen Flechten stand, die in schlichter Schönheit um ihre Schläfe fielen. Ihre Züge nahmen einen bestimmten, fast energischen Ausdruck an, und das dunkle Auge leuchtete, wenn sein Blick von den Tasten über das Klavier weg in eine unbestimmte Weite flog.

Ihr Vortrag war in der That brillant und rauschender Beifall folgte, als sie geendet hatte und nun mit gesenktem Haupte dasaß, nur mit einem Finger noch die Tasten da und dort leicht anschlagend. Man drängte sich herbei, die offenste Bewunderung auszusprechen und Frau Bardeles sammelte mit ungeheucheltem Vergnügen die Lobsprüche ein, die es von allen Seiten regnete und mit denen auch der würdige

Dechant Linhard, selbst ein begabter Musiker, nicht zurückhaltend war.

Kathinka hatte mit stillem Mißvergnügen die bewundernde Theilnahme gesehen, welche Jedermann, selbst Gustav nicht ausgenommen, der schönen, blassen Klavierspielerin schenkte. Sie sah es ungern und mit beleidigtem Stolze, daß ein fremdes Mädchen mit einem Schlage die ungetheilte Aufmerksamkeit der Gesellschaft sich zugewandt hatte, und beschloß, dem ein Ende zu machen.

„Fräulein", sagte sie kurzweg, „Sie können gewiß auch einen Walzer spielen, nach welchem man tanzen kann. Vorhin wurde der Vorschlag dazu gemacht. Wenn wir schön bitten, haben Sie die Güte, uns einen Tanz aufzuspielen?"

„Mit Vergnügen", sagte Marie ruhig und begann sogleich einen Walzer anzuschlagen, dessen flotte Melodie dem jungen tanzlustigen Volk wie ein Blitz in die Beine fuhr. Frau Bardeles aber rückte mißmuthig zur Seite und schöpfte nur halben Trost aus der Artigkeit des Dechant Linhard, der neben ihr Platz nahm und seine Freude darüber aussprach, daß sie mit ihrer Tochter den Winter in hiesiger Stadt zuzubringen gedenke. Mit verdrießlichem Gesichte sah sie in das Gewühl der Tanzenden hinein, denen Marie

in unermüdlicher Bereitwilligkeit einen Walzer und einen Schottisch um den andern zum Besten gab, und wenn sie es hätte möglich machen köunen, wäre sie am liebsten aufgestanden und gegangen. Doch wohl ein gutes Stündchen noch mußte sie sich gedulden, und als sie endlich zum Aufbruch trieb, erfüllte Gustav gern die Pflicht, die beiden Damen wieder zum Zimmer, das sie im ersten Stock des Hotels bewohnten, zurückzugeleiten.

Vor der Thür machte ihm Frau Bardeles die Mittheilung, daß sie am nächsten Morgen eine Privatwohnung beziehe, in der sie seinem Besuche mit Vergnügen entgegensehe. Es sei höchste Zeit, sagte sie, daß ihre kleine Marie wieder in die Ordnung komme und ihre Klavierübungen, auf die sie täglich sechs Stunden verwenden müsse, mit regelmäßigem Fleiße wieder aufnehme.

„Sieh nur, wie reizend!" rief in diesem Augenblicke Marie und deutete auf ein kleines schneeweißes Kätzchen, das sich unbemerkt durch den Corridor genähert hatte und nun schmeichelnd um Gustav's Beine strich.

Sie bückte sich und nahm das Thierchen auf den Arm, indem sie ihm den Rücken streichelte und es leicht unter dem Halse kraute, was das Kätzchen mit behag=

lichem Schnurren und den Kopf eng an die Brust des Mädchens schmiegend erwiderte.

„Laß doch einmal diese kindischen Possen!“ rief Frau Bardeles unwillig.

„Haben Sie die denn Katzen so gerne?“ fragte Gustav.

„Ach, unendlich“, sagte Marie und beugte den Kopf liebkosend zur Katze herunter.

„Man hat sie ja deshalb“, fiel Frau Bardeles ein, „in Hannover nur die Katzenmarie genannt.“

„Pfui, Mama, das hättest Du nicht sagen sollen. Aber wem gehört dieses Thierchen?“

„Es ist eine ganz junge Angorakatze und gehört in das Hotel.“

„Wie reizend sie ist! Sie müssen mir sie schenken!“

„Mit Vergnügen, Fräulein.“

„Aber, Marie!“ mahnte Frau Bardeles.

Nein, nein!“ rief das Mädchen. „Sieh' nur, wie lieb die Katze mich schon hat. O, die Thiere wissen genau, ob man ihnen wohl will oder nicht. Und ich darf sie behalten? Das ist herrlich. Ich danke Ihnen recht, recht herzlich dafür.“

„Ich werde“, sagte Gustav, „dafür Sorge tragen, „daß Ihnen die Katze morgen zugestellt wird.“

„Morgen? O nein! Ich trenne mich nicht mehr

von ihr und nehme sie gleich in mein Zimmer mit! Ich darf doch?“

„Gewiß.“

„Und das Kätzchen soll es gut haben und soll heute bei mir schlafen dürfen. Und nun gute Nacht, Herr Wohlmuth. Nochmals besten Dank.“

Gustav wollte über die Treppe in den Saal zurückkehren, als Kathinka in Mantel und Kapuze rasch herunter- und ihm entgegenkam.

„Sie gehen schon?“ rief er ihr vorwurfsvoll zu.

„Soll ich warten“, spottete Kathinka, auf der Treppe stehen bleibend, „bis es dem gnädigen Herrn gefällig ist, zurückzukommen?“

„Ich mußte die Damen auf ihr Zimmer bringen.“

„Die blasse Marie hat sich doch nicht auch schon mit ihren Tönen in Ihr Herz gestohlen?“

„Kathinka!“

„Gehen Sie nur in den Saal und Sie hren, wie die ganze Gesellschaft eine Begeisterung für die kleine interessante Klavierspielerin ist. Wenn die Kunst so rasch Neigungen entzündet, werde ich mich bei dem Fräulein morgen als Schülerin anmelden lassen.“

„Was Sie eben gesagt haben, reizende Kathinka, verräth Zweierlei: eine Absicht und eine Selbsttäuschung.“

„Worin soll die letztere bestehen?“

„In der Unterschätzung des verschwenderischen Reichthums von Gaben, welchen Ihnen die Götter zugewandt haben, auch ohne die Mithülfe der Musik allüberall Leidenschaften zu entflammen.“

„Und die Absicht?“

„Die, eine Eroberung zu machen.“

„Wenn ich Ihnen nun ganz im Vertrauen gestehe, daß dem wirklich so ist?“

„Haben Sie ein Auge auf das Bremer Handelsherrchen?“

„Nein“, entgegnete Kathinka geringschätzig, „sonst würde ich den edlen Junker nicht oben in einer Ecke schlafend zurückgelassen haben. Uebrigens ist er mir so sicher, als ich nur wünschen kann.“

„Seine rothen Augen werden ihm wehe gethan haben“, spottete Gustav, „und dann zugefallen sein.“

„Möglich. Doch nun beantworten Sie meine Frage: Was halten Sie von dem Falle, daß ich auf eine Eroberung sinnen sollte?“

„Ich staune über die Unruhe, mit der Sie von Sieg zu Sieg fliegen.“

„Wenn mir keiner genügen kann?“

„Ferner beklage ich das neue Opfer, das Sie

unter sich beugen und nur allzu widerstandslos zum Sklaven Ihrer Laune machen werden."

„Halten Sie das für beklagenswerth?"

„Seine Freiheit an ein Mädchen verlieren? Unter allen Umständen, ja. Und ich beneide ihn zugleich für den Himmel von Glück, den Sie ihm, schönste Kathinka, schenken werden."

„Glauben Sie das wirklich?" fragte Kathinka in verführerischem Tone.

„Ja", rief Gustav mit halblauter Stimme, „ich glaube es." Dabei umschlang er die schöne Gestalt des Mädchens und drückte einen Kuß auf ihre Lippen.

Ein leiser Schrei des Schreckens entfuhr dem Munde Kathinka's, sie riß sich los und floh die Treppe hinab.

Gustav setzte, da er Schritte zu hören glaubte, unbefangen seinen Weg nach oben fort und stieß auf die lange, trotz der noch frühen Saison in einen schweren Pelz gehüllte Gestalt des alten Hollbein, der eben den Saal verlassen hatte.

„Meine Kathinka", sagte er, „ist schon unten im Wagen; sie wird bedauern, Ihnen nicht mehr begegnet zu sein."

„Ich hatte", antwortete Gustav, „eben noch die Ehre, Ihrem Fräulein Tochter gute Nacht zu sagen."

Als er in den Saal trat, war dieser von den Gästen schon ziemlich geleert; er setzte sich zu Dechant Linhard, der noch bei einem Glase Wein aushielt.

„Was halten Sie“, fragte er ihn, „vom Klavierspiel des Fräulein Bardeles?“

„Ihre Fingerfertigkeit“, entgegnete der Greis, „ist bewundernswerth; aber was sie spielt, scheint ihrem Geschmack nicht zuzusagen; sie spielt es kalt und ohne Empfindung. Sie wird Anderes, wenn es auch weniger Technik erfordert, als Frau Bardeles so gern an ihrer Tochter rühmt, vermuthlich mit mehr Wärme und mit mehr Hingebung vortragen; wir müssen das abwarten. Eins aber kann ich Ihnen im Vertrauen jetzt schon sagen: Die Alte scheint mir ein Ausbund von Narrheit, und von Musik versteht sie nun erst recht nichts.“

II.

Am nächsten Morgen fragte der Portier des Hotels gewohnheitsgemäß bei seinem Herrn an, was mit den beiden Logenplätzen, die dem Gasthof jahraus jahrein zur Verfügung standen, geschehen solle.

„Was wird gegeben?"

„Die Stumme von Portici."

„Hast Du Lust, Gustav?"

„Gott behüte mich, Vater! Eure Fenella ist fürchterlich."

„Dann könnten wir das Billet an Fräulein Hollbein schicken; meinst Du nicht?"

„Ach ja", sagte Gustav. „Schick' es ihr, vielleicht machst Du ihr Freude damit."

„Ich werde es ihr in Deinem Namen schicken."

„In meinem Namen? Meinetwegen."

Der alte Wohlmuth schüttelte den Kopf und gab dem Portier den bezüglichen Auftrag.

In diesem Augenblick wurden Koffer und Nachtsäcke an der Portierloge vorbeigetragen, und zugleich ward, mit Schachteln und Schächtelchen bepackt, Frau Bardeles sichtbar, der Marie folgte.

Gustav mit seinem Vater trat hinaus, die beiden Damen zu begrüßen. Er half ihnen in den bereitstehenden Wagen und versprach, der erneuten Einladung zum Besuche noch am nämlichen Abend Folge zu leisten.

„Wo haben Sie Ihre Katze, Fräulein?“ rief er im Augenblick, da der Kutscher die Pferde schon antreiben wollte.

„Mama“, antwortete Marie in leichter Verlegenheit, „hat es nicht geduldet, daß ich die Katze mitnehme, und ich selber sehe ein, daß ich gestern mit meiner Bitte sehr unpassend gewesen bin.“

„Was fällt Ihnen ein?“ rief Gustav. „Sie müssen die Katze sogleich haben.“

Mit diesen Worten sprang er in das Haus, um schon nach wenigen Minuten mit der Katze auf dem Arme zurückzukehren.

„So“, sagte er, „indem er das Thier in den Wagen hob und dem Mädchen auf den Schooß setzte, „hier haben Sie, was Ihr Eigenthum ist, und es wird mich

freuen, wenn Sie mir gestatten wollen, mich recht oft nach dem Befinden der Katze zu erkundigen."

Als Gustav abends das Hotel verließ, begegnete er wenige Schritte von dem Theatergebäude Kathinka, die das zugesandte Logenbillet benutzend eben dem Musentempel zuschritt.

„Glückliches Zusammentreffen!" rief sie, da sie Gustav gewahrte.

„Nur allzu kurz!" entgegnete dieser.

„Wie das? Sie gehen doch auch in das Theater?"

„Verzeihung, nein! Mein Weg führt mich an demselben vorüber.

„Wie unartig! Als Sie mir heute das Billet schickten, rechnete ich bestimmt darauf, Sie zum Nachbar zu haben; im andern Falle würde ich es nicht angenommen haben."

„Was Sie mir sagen, klingt schmeichelhaft; ich bin indeß wirklich am Theaterbesuch verhindert."

„Sind Sie irgendwohin geladen?"

„Nachdem ich Ihnen begegnet bin, muß ich sagen: leider, ja."

„Und vorher glaubten Sie das nicht bedauern zu müssen? Wo werden Sie den Abend zubringen? Gewiß bei Bardeles!"

„Ich bewundere Ihren Scharfsinn, Kathinka; ich bin allerdings zu Bardeles geladen.“

Eine leichte Röthe stieg in das Gesicht des Mädchens.

„Gehen Sie“, rief sie, „das hätte ich von Ihnen nicht erwartet; gehen Sie, ich werde Sie zu vergessen suchen.“

Mit diesen leidenschaftlich herausgestoßenen Worten wollte sie rasch in das Theatergebäude treten.

Gustav hielt sie noch zurück.

„Sie dürfen“, sagte er, „nicht in dieser Weise von mir scheiden. Ich habe es wirklich nicht zu ändern vermocht und die in der dringendsten Weise wiederholte Einladung der Frau Bardeles annehmen müssen, wenn ich nicht geradezu unartig erscheinen wollte. Sie dürfen mir das glauben. Indessen, ich will es offen gestehen, folge ich noch einem besondern Reiz, den die Einladung auf mich ausübt. Ich kann es kaum erwarten, Bardeles Mutter und Tochter in ihren vier Wänden zu sehen. Dort werden sie ihren verrückten Neigungen noch mehr Lauf lassen, wie dies bei Frauen, die das Schicksal allzu früh zu Wittwen gemacht hat, und bei Mädchen, die dem Altjungfernstand entgegenzureifen entschlossen sind, häufig vorkommt.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Nun, Frau Bardeles ist doch eine ausgesuchte Musiknärrin?“

„Ich glaube.“

„Und nun rathen Sie, wofür Ihre Tochter schwärmt.“

„Für was Anderes als gleichfalls für Musik?“

„Gott bewahre! Hören und staunen Sie: für Katzen.“

„Sie scherzen.“

„Wie ich Ihnen sage. Fräulein Marie hat alle jene zärtlichen Neigungen, deren ein empfindendes Mädchenherz fähig ist, dem Katzengeschlecht zugewandt und hat uns zum größten Aerger meines Vaters bereits die Angorakatze aus dem Hotel entführt.“

„Das ist ja zu drollig.“

„Frau Bardeles in ihrer Schwatzhaftigkeit verrieth mir, daß ihre Tochter wegen ihrer stadtbekannten Leidenschaft in Hannover den Spitznamen Katzenmarie geführt habe.“

„Katzenmarie? Wie reizend! Das ist ein gefundener Spaß für unsere Kleinstädter; bis morgen Abend soll die kleine Bardeles in jedem Hause so heißen.“

„Sie dürfen mich nicht verrathen, Kathinka.“

„Haben Sie keine Angst! Fräulein Bardeles würde

sonst ihrer Katze die Anweisung geben, Ihnen die Augen auszukratzen.“

„Und zürnen Sie mir jetzt noch, da Sie sehen, daß ich auf dem Wege bin, in der unbefangensten Weise Beobachtungen und Studien zu machen, die lediglich meinem Humor neuen Stoff zuführen sollen?“

„Nein. Angenehm ist es mir indeß jedenfalls, wenn Sie sich in diese Studien nicht allzusehr vertiefen.“

„Sie wissen am besten, reizende Kathinka, wer mich vor solcher Gefahr unwiderruflich schützt. Und nun adieu, Sie erkälten sich hier in dieser schneidenden Zugluft.“

Kathinka schritt in das Theater, während Gustav seinen Weg zum Hause Bardeles fortsetzte.

Die beiden Damen hatten sich in ihrer neuen Wohnung schon ziemlich behaglich eingerichtet, und vor allem war es der kostbare Flügel, den Frau Bardeles aus Hannover mitgebracht und der im Salon bereits seinen Ehrenplatz erhalten hatte.

Man setzte sich zum Thee, und wenn Gustav wirklich nur gekommen war, neuen Stoff für seinen Humor zu suchen, so bot ihm die Durchsichtigkeit der Brodschnitten und die Zierlichkeit der Fleischauflagen,

die sein an kräftigere Kost gewöhnter Magen mit wahrer Geringschätzung empfing, fürs erste die wünschenswertheste Gelegenheit. Aber seufzend und der Fleischtöpfe Aegyptens gedenkend griff er zu und sah mit stiller Wehmuth darein, als Frau Bardeles nur allzu früh den Tisch räumte.

Er erhielt die Erlaubniß zu rauchen, doch auch die Cigarre mundete ihm bei der Entbehrung eines weiteren Getränkes nur halb; es gelang ihm durchaus nicht, sich seinem Vorsatz gemäß bis zum Humor durchzuarbeiten, und er verwünschte bereits im Stillen, bei den Fremden aus Hannover eingekehrt zu sein, deren puritanischer Spärlichkeit er wenig Geschmack abgewinnen konnte.

Frau Bardeles indessen war sehr aufgeräumt, sie zeigte eine ununterbrochene Redseligkeit und sprach natürlich von nichts Anderem als von Musik.

Was sie vorbrachte, erklärte Gustav im Stillen für tolles Zeug und leeres Geplauder. Es waren abgedroschene Phrasen, ohne Verständniß aufgefangen und ohne Verständniß wiedergegeben. Es war ein confuser Wirrwarr und ihrem Gaste ward immer weher ums Herz, je länger er zuhörte.

Marie sprach nur wenig und antwortete auf gelegentlich dazwischen geworfene Fragen ihrer Mutter

nur kurz mit ja oder nein. Schweigend, mit gesenktem Haupte saß sie da, beständig die weiße Katze auf ihrem Schooße streichelnd, und nur von Zeit zu Zeit erhob sie ihr dunkles Auge zu Gustav hinüber, der inzwischen auf den klugen Einfall gekommen war, die Mutter ruhig fortplaudern zu lassen und sich während der Zeit an der stillen und doch anziehenden Schönheit der Tochter zu ergötzen.

Frau Bardeles forderte Marie endlich auf, etwas zu spielen. Ohne Widerspruch ließ diese die Katze von ihrem Schooße gleiten und setzte sich an das Klavier.

Wieder fragte sie ihre Mutter, was sie vortragen solle, und wieder nannte Frau Bardeles die Nummer.

„Fräulein Marie“, warf Gustav lächelnd ein, „scheint nichts ohne Ihren Beifall thun zu wollen; sie scheint in allen Stücken sich Ihnen unterthan zu zeigen.“

„Meine Marie“, entgegnete Frau Bardeles, „ist die vorzüglichste Tochter; ich darf sagen, daß ihr Herz keinen Gedanken hat, den ihr Mund mir nicht anvertraut.“

„Dann sind die Lippen die Verräther des Herzens?“

„Nein“, fiel Marie ein, „denn sie plaudern nicht ohne dessen Zustimmung.“

Wieder waren es nur jene weltbekannten rauschenden Compositionen, welche Marie auf immer neues Betreiben ihrer Mutter spielte, ohne sich kaum zwischen den einzelnen Nummern eine Ruhepause zu gönnen.

Als sich Gustav zum Gehen erhob, schlug die Uhr schon Mitternacht. Er war geistig und körperlich unsaglich müde. Ueber drei Stunden hatten ihn ununterbrochen die brausenden Töne des Klaviers umwogt. Dämonische und wilde Melodien, die oft unverständlich, zerrissen, aufregend an sein Ohr geschlagen, hatten ihn in eine Abspannung versetzt, der er ein Ende zu machen wünschte; er hatte zuletzt nur mit halbgeöffnetem Auge und wie träumend auf Marie hinübergeblickt und sich damit begnügt, wenn wieder ein rauschendes, phantastisch-tolles Stück verklungen war, in das Lob der Mutter einzustimmen, die nicht müde ward, die Technik und den kräftigen Anschlag ihrer Tochter zu rühmen.

Frau Bardeles war einen Augenblick in das nächste Zimmer gegangen, als Marie halblaut zu Gustav hinüberrief:

„Bleiben Sie noch einen Augenblick, Herr Wohlmuth. Ich weiß, was Sie wünschen. Sie haben lange genug ausgehalten und zum Lohne will ich —“

In diesem Augenblick trat Frau Bardeles wieder

in das Zimmer. Marie vollendete den angefangenen Satz nicht, sondern begann sofort zu spielen. Ihre Mutter horchte mit Entsetzen auf; was Marie spielte, war die Ouvertüre zur „Weißen Frau“.

Dem jungen Wohlmuth war, als ob er einem großen, wüthenden Orkan entronnen sei und nun auf stiller, mondglänzender See schaukle. Wie zauberisch klangen diese Töne! Wie träumerisch, märchenhaft war diese Musik! Wie aus einer fernen schönen Feenwelt zogen die Melodien dahin, so weich und sehnsuchtsvoll, so klagend und wehmüthig. Dabei spielte Marie mit wunderbarem Ausdruck, sie schien ihre ganze Seele, all ihr Empfinden den Tönen anvertrauen zu wollen. Sie schien die Töne nicht mit den Fingern aus dem Instrumente zu locken; das klang wie eine eigene, stille, geheimnißvolle Freude.

Als sie geendet, erhob sie sich und schlug den Klavierdeckel zu. Sie schien mit glücklicher Zufriedenheit den entzückten Lobsprüchen Gustav's zu lauschen.

„So sagen Sie mir nur“, ward dieser von Frau Bardeles entrüstet unterbrochen, „was wollen Sie mit dieser Musik?“

„Aber ich bitte Sie, diese Melodien, diese —“

„Ach was, das kann eine Jede spielen, ohne Technik und ohne Anschlag. Dazu braucht man keinen

Louisdor für die Stunde Unterricht zu zahlen, wie ich es bei meiner Marie gethan habe."

Der junge Wohlmuth sah verblüfft über solche Auseinandersetzung zu Marien hinüber; die aber hatte schon wieder die Katze auf den Arm genommen, die sie emsig streichelte. Gustav nahm seinen Hut und ging.

Als er auf die Straße trat, schlug ihm ein feiner, kalter Regen in das Gesicht. Er wickelte sich fester in seinen Mantel und schritt nachdenklich dahin. Er dachte an Marie, die er eben verlassen, und er dachte an sie ohne jenen Humor, um welchen er dennoch in diesem Augenblick viel gegeben hätte. Wie anders stand das Mädchen jetzt vor seinen Augen! Sie hatte es ihm nun selbst, ohne Worte, durch den Zauber ihrer Töne gesagt, daß er sich in ihr geirrt habe, daß sie gleich Andern warm und tief zu empfinden vermöge. Es war ihm, als wenn Marie sich im stillen Vorwurf an ihn gewandt und ihm ein Leid, ein Weh anvertraut habe, das an ihr nage. Er suchte die Ursache davon in dem Verhältniß zwischen Mutter und Tochter. Er hielt die erstere für eine kalt berechnende, egoistische Frau. Er sagte sich, daß ihre Eitelkeit, ihr Ehrgeiz, besonders auch Geldgier einen unerträglichen Druck auf ihre Tochter ausübten und diese zu keiner Freude

des Lebens gelangen ließen. In der ganzen widerstandslosen, fast unterwürfigen Art, die Marie ihrer Mutter gegenüber einhielt, lag etwas wie schmerzliche Entsagung. Gustav gerieth, soweit er dachte, in eine immer größere Aufregung, und er beschloß, diesem Verhältnisse um jeden Preis auf den Grund zu kommen.

In solche Betrachtungen versenkt, bemerkte er nicht, daß auf der andern Seite der Straße eine dunkle Gestalt fortwährend gleichen Schritt mit ihm hielt. Er bemerkte auch nicht, wie diese Gestalt, als er eben seinen Weg über einen großen Platz nehmen wollte, zu ihm hinüberbog und ihn endlich einholte.

Da legte sich eine Hand auf seine Schulter und eine wohlbekannte Stimme sagte:

„Ihre Studien haben heute lange gewährt, Gustav.“

„Kathinka!“ rief dieser erschrocken und erkannte unter der Kapuze das vor Frost und Regen zitternde Mädchen. „Um Gotteswillen, wie kommen Sie bei solchem Wetter und um diese Zeit auf die Straße? Die Kälte schüttelt Ihren ganzen Körper, nehmen Sie meinen Mantel.“

„Ich danke Ihnen“, antwortete Kathinka. „Nachdem ich die zwei Stunden hier ausgedauert habe,

werde ich den Weg bis zu meiner Wohnung auch noch überstehen können. Ich darf Sie doch bitten, mich zu begleiten?"

„Natürlich. Aber sagen Sie mir nur erst, wie Sie allein so spät in diese Gegend gerathen?"

„Ich wollte mich überzeugen, wie viel Zeit Sie auf Ihre humoristischen Studien zu verwenden gesonnen sind."

„Wie? Sie haben —"

„Ich ging nach Schluß der Oper hierher und habe vor dem Hause auf Sie gewartet."

„Mädchen, welcher unselige Einfall! Sie standen hier im Regen, in der Kälte?"

„Wenn Ihre Freundin spielte, stand ich unter dem Fenster; in den Zwischenpausen ging ich auf und ab, mich zu erwärmen."

„Kathinka", rief Gustav und wollte sie bei der Hand fassen, die sie aber fest in ihren Mantel gewickelt hielt, „nehmen Sie mir es nicht übel, Sie handeln wie ein Kind!"

„Nein, wie eine Wahnwitzige! Ich habe mir das selbst schon gesagt."

„Wenn Sie Jemand gesehen hätte!"

„Ist man nicht an meine excentrischen Einfälle gewöhnt? Man hätte auch für diesen nächtlichen Spa=

ziergang einen Grund zu finden vermocht, ohne daß es deshalb gerade der wahre zu sein brauchte."

„Ihr Vater wird sich zu Tode geängstigt haben."

„Um so größer wird seine Freude sein, mich wieder zu besitzen."

„Was wollen Sie ihm sagen?"

„Ich sei nach der Vorstellung zu einer Freundin gegangen."

„Aber noch immer vermag ich es nicht zu fassen, wie Sie sich zu einem solchen Schritte konnten hinreißen lassen!"

„Beruhigen Sie sich, es geht mir ebenso. Dafür sagen Sie doch, hat Ihnen die Katzenmarie — aber wie wird mir? Schnell, geben Sie mir Ihren Arm — ein Schwindel —"

Noch im rechten Augenblick fing Gustav die Gestalt des Mädchens auf, das nun, die eine Hand auf seine Schulter gestützt, den Kopf müde an seine Brust gelehnt, ihm zitternd im Arme lag. Erschrocken und rathlos zugleich spähte der junge Wohlmuth durch das Dunkel der Nacht. Aber kein Mensch war mehr in der Straße sichtbar, kein Wagen rollte mehr über das Pflaster, Alles lag still, nur der Regen plätscherte einförmig von den überströmenden Dachrinnen.

Nach einer Weile kam Kathinka wieder zu sich.

„So", sagte sie, „lassen Sie mir Ihren Arm, wir werden gleich zu Hause sein. Es war eine Anwandlung von Schwindel, es war Mattigkeit, weiter nichts."

„Wenn Sie nur nicht krank werden, Kathinka!" sagte Gustav ängstlich.

Das Mädchen erwiderte nichts und sie schritten nun schweigend nebeneinander, Jedes mit seinen Gedanken beschäftigt.

„Ich danke Ihnen", sagte Kathinka, plötzlich stehen bleibend; „hier verlassen Sie mich."

„Wir haben noch um die Ecke zu biegen."

„Ich weiß das; aber mein Vater könnte gerade auf die Straße schauen, ob ich noch nicht komme; ich wünschte nicht, daß er mich in Ihrer Begleitung sähe. Gute Nacht!"

Ehe Gustav antworten konnte, war sie um die Ecke geflohen und seinen Blicken entschwunden. Er blieb zurück und fuhr sich mit der Hand über die heiße Stirn, dann setzte er kopfschüttelnd seinen Weg nach Hause fort.

Der Kaufmann Hollbein hatte in großer Angst auf seine Tochter gewartet; er hatte besorgt, es könne ihr ein Unglück zugestoßen sein. Nun saß sie ihm gegenüber, aber sie wies die Speisen zurück, die man

ihr angeboten hatte. Sie hielt den Kopf in die Hand gestützt und starrte an der Lampe vorbei in das Dunkel. Von Zeit zu Zeit flog ein convulsivisches Zittern über ihren Körper.

Ihr Vater betrachtete sie lange mit bekümmerter Miene. Kathinka war sein Juwel, der Schatz seines Hauses. Nachdem er schon früh seine Frau verloren, liebte er seine Tochter so sehr, als er, der ausgetrocknete Geschäftsmann, überhaupt noch lieben konnte. Außer ihr gab es auf der Welt Niemand, dem er noch Neigung hätte zuwenden mögen; alle Menschen waren für ihn nur Zahlen, mit denen er rechnete. Er theilte sie in solche, mit denen er Geschäfte machen konnte, und in solche, bei denen dies nicht der Fall war. Die letztern existirten überhaupt gar nicht für ihn, und mit den erstern verkehrte er nur, um sein Vermögen zu vergrößern. Dies hielt er für den Zweck seines Lebens und danach richtete er sein Handeln. Er glaubte genug Rücksicht gegen die Menschen zu üben, wenn er in seinem Geschäfte ehrlich war, und in der That war seine Ehrlichkeit so groß als sein rastloser Fleiß. Aber weiter ging sein Wohlwollen nicht, und außer diesem Kreise fand ihn Jedermann streng, hart und unbarmherzig.

„Du bist nicht wohl, mein Kind“, sagte er nach

einer Weile ängstlich, „willst Du nicht einen Schluck Rothwein nehmen? Er würde Dir gut thun.“

Kathinka nahm das Glas, aber um kaum daran zu nippen. Sie schob es zurück und versank aufs neue in ihr voriges Grübeln.

„Herr Maibus war heute bei mir“, unterbrach Hollbein die Stille.

„Wer ist das?“ fragte Kathinka zerstreut.

„Kathinka, wo bist Du mit Deinen Gedanken? Herr Maibus aus Bremen, der um Deine Hand anhalten will.“

„Ach so! Herr Constantin Maibus! Nun, was sagte er Dir?“

„Er hatte eben seinen Besuch bei Dir gemacht und war sehr ungehalten über Dich.“

„Das kann ich mir denken!“ lachte Kathinka laut. „Ich nehme es ihm auch nicht übel; sag' ihm das, wenn Du ihn wiedersiehst.“

„Er war sehr beleidigt und meinte, Du triebest nur Deine Possen mit ihm.“

„Meint er das? Aber der Unglückliche hätte zu keiner schlimmern Zeit kommen können, um mich zu werben.“

„Die Bedingung, die Du ihm gestellt haben sollst, ist auch der Art, daß sie jeden Mann beleidigen muß.“

„Dieser Herr Constantin Maibus mit seiner Fistelstimme und seinem dünnen Bärtchen auf der Oberlippe, mit seinen rothen Augen und hellblonden Haaren ist ja kein Mann. Ich habe ihm, da er sich erlaubte, allerdings sehr schüchtern, zärtliche Anspielungen zu machen, lachend gesagt, an dem Tage, an dem er zum ersten Mal mit mir ausreiten werde, wolle ich ihm, nachdem es unsere Väter einmal beschlossen, die Hand reichen. Aber Herr Maibus wird sich hüten, auf ein Pferd zu steigen."

„Er versicherte heute, daß er Dir zu Liebe entschlossen sei, das Reiten zu lernen."

„Will er?" lachte Kathinka spöttisch. „Hahaha! Er muß sich vortrefflich ausnehmen. Doch wenn auch! Für einen Thaler Trinkgeld sorgt mir der Stallmeister dafür, daß Herr Constantin Maibus bei der ersten Lection schon vom Pferde fliegt. Er kann sich dabei weh thun, das werde ich bedauern, aber es ist nicht zu ändern. Jedenfalls muß ihm die Lust zum Reiten nachdrücklich vertrieben werden. Herr Maibus auf einem Pferde! Das ist zu komisch!"

Und wieder brach Kathinka bei dieser Vorstellung in helles Gelächter aus.

„Du machst mir Sorgen, Kind", sagte ihr Vater.

„Bedenke, daß Herr Maibus einem der ersten und reichsten Handelshäuser Bremens angehört.“

„Du hast“, entgegnete Kathinka, „meine dringenden Bitten, Dir endlich Ruhe zu gönnen und Dich vom Geschäfte zurückzuziehen, immer mit dem Bemerken zurückgewiesen, es sei Deine Pflicht, noch weiter für mich zu sorgen und zu arbeiten. Ich mußte mich fügen und habe Dich von Deiner aufreibenden Thätigkeit nicht abzubringen vermocht. Soll ich nun von dieser nicht wenigstens den einen Vortheil haben, daß ich frei nach meinem Herzen den Mann wählen kann, der mich zum Altare führen soll?“

„Gewiß, Du hast diesen Vortheil und hast ihn um so mehr, als ich Dir selbst eine Ausstattung mitzugeben im Stande bin, die fürstlich genannt werden soll. Aber wir Väter denken doch auch daran, in welche Hände das Vermögen, das wir in sauern Tagen und schlaflosen Nächten erarbeitet haben, fallen werde; wir wünschen natürlich am meisten, daß es nicht todt daliege, in seinen Zinsen nur einem verschwenderischen Müßiggänger Nutzen bringend, sondern daß es mit andern Kapitalien vereinigt fortarbeite und, geschickt angelegt, geschickt herumgeworfen, sich vermehre und sich vergrößere.“

„O ihr Rechner!“ seufzte Kathinka.

„Und von diesem Standpunkte aus ist Herr Maibus eine Partie, so vorzüglich, als sie nur gewünscht werden kann.“

„Von diesem Standpunkte aus! Und wie sagt Dir denn Herr Constantin Maibus selbst, wie sagt Dir seine eigentlichste Persönlichkeit zu?“

„Ich will zugeben, daß man sich erst an ihn gewöhnen muß, aber —“

„Ich werde mich nie an ihn gewöhnen, nie, nie! Mag er das Reiten lernen, in Gottes Namen! Die Bremer werden sich freuen, wenn er zu Pferde zurückkommt, aber mein Gatte kann er deshalb doch nicht werden. Hat er denn gestern auf dem Balle oder heute Morgen bei seinem Besuche nur ein einziges Wort gesprochen, das nicht außer ihm jeder Andere ebenso gut oder noch besser hätte sagen können? Nein, lauter Redensarten, lauter Phrasen, lauter schon hundertmal gesprochene und schon hundertmal gehörte Dinge. Alles in Allem, er ist einer der gewöhnlichsten Menschen, vielleicht nicht schlimmer, aber auch um kein Haar besser.“

„In seinen Gesprächen mit mir hat er vorzügliche Geschäftskenntnisse entwickelt.“

„Das mag sein! Aber soll ich mit ihm über Hauptbuch und Kassabuch, Baumwolle und Zucker sprechen?

Derlei Dinge muß er im Comptoir lassen. Freilich, was will er dann anfangen? Sein Blick geht nicht weiter und sein Wissen und Können liegt eben im Comptoir begraben. Das ist kein Mann für mich!"

Kathinka war in der Heftigkeit ihrer Worte aufgesprungen und rasch im Zimmer auf und ab gegangen, das nur mäßig von der mit einem schweren Schirme bedeckten Lampe erhellt war.

„Du scheinst sehr hoch von Dir zu denken", sagte ihr Vater langsam.

Kathinka trat ihm gegenüber, daß der Strahl des Lichtes voll auf ihr schönes, vom Eifer der Rede geröthetes Antlitz fiel.

„Doch nicht zu hoch, Vater?" erwiderte sie. „Ich weiß, daß ich schön bin. Wenn mir das nicht auch alle meine Verehrer in ihrer Einfalt sagen zu müssen geglaubt hätten, ich lese es täglich im Spiegel, in den ich blicke; und da ich ihm glauben würde, selbst wenn er mir das Gegentheil verkündete, so bin ich berechtigt, ihm zu glauben, wenn er mir auch Willkommenes sagt. Ich weiß, daß ich Geist habe, daß mein Denken nicht an der Erde hinkriecht, sondern zu fliegen wagt; und wenn ich es nicht wüßte, so müßte ich es von der Vorliebe entnehmen, mit welcher Männer, die von Jedermann für geistvoll gehalten werden,

meine Unterhaltung suchen. Ich habe aber auch ein Herz, Vater, gerade das, was die Welt am wenigsten bei mir sucht, ein Herz, so voll, so reich, daß es gewiß einst unsaglich glücklich oder unsaglich unglücklich werden muß. Dem ich aber dieses Herz einst schenke, der muß ein Mann, ein ganzer Mann sein, oder ich reiße es mir lieber erst aus der Brust und trete es in den Staub und gebe mich hin, wie die Andern, ohne Herz, ohne Liebe. Denn sieh nur die Zierpüppchen an, wie sie beim Erscheinen eines jeden Mannes zu erröthen verstehen, wie sie ängstlich thun und doch bei jeder Ecke sich umschauen, ob er ihnen folge; sieh nur, wie sie beim Klirren eines Säbels erzittern und die armen Köpfe scheu zusammenstecken und sich dann giftig darum streiten, wem der Gruß gegolten habe! Was sie ihr Herz nennen, fliegt einem Jeden zu, der ihnen im Vorübergehen einen Blick schenkt, und wenn sie nicht stets nach der neuesten Mode gehen können, so haben sie auch nicht den Muth, sich eine Eroberung zuzutrauen. Sie schmücken sich nicht, weil sie geliebt werden, sondern sie putzen sich, damit sie geliebt werden. Zuletzt heirathen sie, daß Gott erbarm', und haben nie erfahren und werden es nie erfahren, was Liebe ist. Sieh, Vater, so sind die meisten, und ich soll nicht hoch von mir denken dürfen, wenn ich weiß,

daß ich anders, daß ich besser bin? Wenn ich liebe, ist der Einsatz groß, um den ich spiele. Wenn ich liebe, ist kein Blutstropfen, der nicht dem Manne meiner Seele gehören würde. Dann erst würde ich recht beginnen, mich über meine Schönheit zu freuen, weil ich sie zur Dienerin meines Herzens machen darf und weil sie so glücklich machen kann, als es meine Liebe wünschen muß. Wo ich lieben soll, muß ich auch Opfer bringen können, und Menschen wie dieser Herr Maibus sind doch wahrhaftig keines Opfers von meiner Seite werth."

Der alte Hollbein hatte mit bedenklichem Kopfschütteln die Worte seiner Tochter angehört; nun richtete er sich lang und hager auf und schritt ein paarmal durch das Zimmer, den Kopf gesenkt und sich mit der Rechten durch die spärlichen weißen Haare fahrend; er sprach nichts, sondern machte mit seinen schmalen Lippen, an die er seine linke Hand gepreßt hielt, nur immer „Hm, hm"; ein sorgenvoller Zug lag auf seinem gelben, ausgetrockneten Gesicht. Endlich blieb er vor Kathinka stehen.

„Was Du mir da gesagt hast", begann er, „habe ich nicht Alles verstanden; es ist mir zu hoch, oder vielmehr, wenn ich es auch verstehe, so begreife ich nicht, wie man solche Hirnblasen im Kopfe haben kann.

Ich habe keine Ahnung, wie Du zu derlei Dingen kommst. Deine Mutter war eine nüchterne Frau, und ich? Nun, mir hat auch noch Niemand Schwärmerei vorgeworfen. Du aber hast jedenfalls schon zu viel davon. Kind, ich wünsche Dir, daß Du damit glücklich werdest, ich wünsche das von Herzen und wie es nur ein Vater seiner Tochter wünschen kann. Aber", und bei diesen Worten heftete er sein kleines Auge scharf auf Kathinka, „ich wünsche nicht, daß Deine Schwärmerei jemals in Widerspruch mit meinen eigenen nüchternen, ruhigen Anschauungen gerathe. Mäßige sie deshalb, Du würdest den Kürzern ziehen."

Er machte eine Pause und fuhr dann, da seine Tochter, den Blick zu Boden gesenkt, schwieg, in ruhigem, gemessenem Tone fort:

„Ich meine immer, es sei höchste Zeit, diese Warnung an Dich ergehen zu lassen. Gustav Wohlmuth hat Dir heute Morgen einen Logenplatz geschickt; war er im Theater?"

Lichte Röthe überzog Kathinka's Nacken und Stirn bis unter den braunen Wellenscheitel.

„Wie kommst Du auf ihn?" fragte sie.

„Lehre doch meine Augen nicht sehen! Er hat sich in der letzten Zeit sehr um Dich beworben; Du wirst das zugeben?"

„Es schien so."

„Wie stehst Du jetzt mit ihm?"

„Ich weiß nicht", antwortete Kathinka leiser.

„Du liebst den jungen Wohlmuth?" fragte er wieder.

Kathinka schwieg.

„Du wirst wissen, daß man den jungen Herrn da und dort für einen Bruder Leichtfuß hält?"

„Das ist er nicht!" fuhr Kathinka auf, den Blick voll auf ihren Vater gerichtet.

„So?" sagte dieser spöttisch. „Man hält ihn für einen kleinen Don Juan und weiß viel von seinen Amouren zu erzählen."

„Man kennt ihn nicht", entgegnete Kathinka bestimmt, „oder man verlästert ihn. Er mag schon viel Liebe gefunden haben, er selbst hat noch nie geliebt."

„Du scheinst gut unterrichtet. Ich möchte Dich nur auf eins aufmerksam machen. Ich habe bisher der Annäherung des jungen Wohlmuth an Dich nichts in den Weg gelegt; die Aufmerksamkeiten, die er Dir erwies, schienen mir ernsterer Natur zu sein, und wenn ich auch gerade keinen Beamten zum Schwiegersohn wünsche, so ließ ich ihn doch gewähren, da ich mich mit der Hoffnung tröstete, ihn vielleicht noch zur Uebernahme des Gasthofs zu bewegen. In diesem Falle

hätte ich zu seiner Bewerbung um Deine Hand mit Vergnügen ja gesagt. Nun aber kamen die Dinge anders; mit einem Wort: ich glaube, daß es um den alten Wohlmuth schlecht steht."

„Wie meinst Du das?" fragte Kathinka erschrocken.

„Ich glaube, daß er dem Bankrott zutreibt."

„Um Gotteswillen, Vater!" rief Kathinka, „das wäre fürchterlich; aber nein, es kann nicht sein! Denke nur an seinen gestrigen Toast, an den Stolz, mit dem er sprach, an die Freude, die aus seinen Augen leuchtete!"

„An alles das denke ich und gerade deshalb fürchte ich für ihn. Der alte Wohlmuth ist klug, er ist ein Fuchs, aber der alte Hollbein ist noch klüger. Es wird Dir bekannt sein, daß ich selbst ein nicht unbedeutendes Kapital auf seinem Hause stehen habe. Schon seit längerer Zeit kam mir nicht Alles geheuer vor, aber ich konnte mich doch nicht entschließen, ihm das Kapital zu kündigen; der gestrige Puff aber, darauf will ich schwören, sollte nur dazu dienen, den Leuten Sand in die Augen zu streuen, und so plump er es anfing, so gut ist es ihm gelungen. Laß ihn morgen zu irgend einem seiner Gäste von gestern Abend kommen und um ein Anlehen von zehntausend Thalern bitten, in weniger als zehn Minuten hat er, ich

wette, das Geld bei Heller und Pfennig in der Tasche. Aber mich täuscht er nicht! Glaubst Du denn, er als ein ganz geriebener Kunde werde einen Blick in seine Karten thun lassen und, wenn es ihm noch so gut geht, das an die große Glocke hängen? Nimmermehr. Ich will zeitig dazu thun, wahrhaftig, ich muß ihm mein Kapital kündigen."

„O thu' es nicht!" bat Kathinka, indem sie ihre Hände auf ihres Vaters Arm legte. „Thu' es nicht! Wenn es wirklich so schrecklich stehen sollte, wie Du sagtest, warum willst gerade Du dann das Unheil vergrößern, oder warum willst gerade Du dann es heraufbeschwören?"

„So?" sagte der alte Hollbein barsch, indem er sich losmachte. „Pfeift der Vogel schon diese Melodie? Na, darüber werden wir noch weiter sprechen. Für heute sage ich Dir nur noch das Eine: wenn ein einziger Stein in dem künstlichen Bau Wohlmuth's nachgibt, dann stürzt Alles, dann ist nichts zu retten, dann steht die Familie binnen vierundzwanzig Stunden an dem Bettelstab. Vielleicht täusche ich mich. Gebe es Gott! Es kann für Wohlmuth's Wohlergehen Niemand bessere und aufrichtigere Wünsche haben als ich. Doch wir wollen sehen, ich traue nicht. Dir aber, Kind, will ich hiermit anempfohlen haben, gleiche Zu-

rückhaltung und gleiche Vorsicht zu üben wie ich. Beherrsche Dich! Wenn meine schlimmen Vorahnungen in Erfüllung gehen sollten, so weißt Du, daß mein Verkehr mit der Familie Wohlmuth sich nur noch auf die strengsten geschäftlichen Beziehungen erstrecken würde und daß demnach von einer Verbindung zwischen Dir und Gustav niemals mehr die Rede sein könnte. Das beherzige, und nun laß uns zur Ruhe gehen, es ist spät geworden; gute Nacht."

Damit küßte er seine Tochter auf die dargebotene Stirn, ergriff den bereitstehenden Leuchter und verließ das Zimmer. Kathinka aber sank neben dem Stuhle nieder, in heiße Thränen ausbrechend. Der Abend schien es darauf angelegt zu haben, ihr das Theuerste, das sie sich noch kaum gewonnen glauben durfte, von allen Seiten zu entreißen. Was sie Alles gesehen und gehört, vermochte sie kaum zu fassen; dazu kam die körperliche Ermattung, ein Fieberschauer schüttelte sie bis in das Innerste und verzweifelnd suchte sie ihr Lager.

III.

Beim Frühstück des nächsten Morgens stellte sich Kathinka erst spät ein, sie sah blaß und übernächtig aus und ihre Augen waren geröthet, als wenn die Sonne mit ihren ersten Strahlen schon Thränen beleuchtet hätte. Ihr Vater sprach wenig und warf nur kurz hin, daß er sich über Nacht anders besonnen habe und sein Kapital vorerst noch nicht aus dem Geschäft Wohlmuth's zu ziehen gedenke. Er wolle noch abwarten, sagte er, und Kathinka schöpfte aus dem bloßen Aufschub, den er versprach, keine geringe Beruhigung.

Eine Frage freilich von schwerem Gewicht blieb noch immer offen für sie, die nämlich, was sie von Gustav selbst zu hoffen habe.

Der alte Hollbein hatte Recht gehabt, als er sagte,

daß Gustav in der Stadt einigermaßen als Leichtfuß gelte; er war bekannt als ein Schmetterling, der sich von jeder Blüte gern anziehen ließ und nach kurzem Verweilen treulos wieder davonflatterte. Aber Kathinka verübelte ihm das nicht; sie fand es begreiflich, daß die Mädchenblüten ihrer Vaterstadt nach der Reihe mit dem jungen Wohlmuth liebäugelten und ihn zu fesseln strebten, und fand es sehr entschuldbar, daß Schmetterling Gustav bei der ersten Gelegenheit sich wieder freizumachen und davonzuflattern suchte. Diese Geschöpfe, sagte sich Kathinka, vermochten den jungen Wohlmuth unmöglich auf die Dauer zu fesseln. Wie aber stand nun sie selbst mit Gustav? Darüber vermochte sie nicht ins Reine zu kommen. Gustav bevorzugte sie, seit sie sich kannten, darüber war kein Zweifel, aber es war kein besonderes Gewicht darauf zu legen, und Kathinka selbst fand diese Bevorzugung begreiflich. Gustav häufte auf sie alle möglichen Aufmerksamkeiten und Liebenswürdigkeiten, diese waren aber so fein in das schimmernde Gewand allgemeiner Höflichkeit gekleidet, daß sie keinen bindenden Schluß auf denjenigen zuließen, der sie spendete. Gustav ward nicht müde, in ausgesuchter und geistvoller Weise ihre Schönheit und ihre Gunst zu preisen, aber er that dies stets mit einem verbindlichen Lächeln und man blieb im Unklaren,

was sich dahinter verstecke. Gustav hatte sie beim Nachhausegehen vom Balle geküßt — Kathinka lächelte bei dieser Erinnerung: Schmetterling Gustav küßte jeden hübschen Mund, der sich küssen ließ, und ihr Fehler bestand darin, daß sie sich hatte küssen lassen. Aber sie liebte ihn, wie hätte sie ihn darum schelten können? Fatal war schließlich bei alledem nur die Begegnung Gustav's mit der Katzenmarie; diese schien sich, vielleicht ohne daß sie es beabsichtigte, zu einer Rivalin heranbilden zu wollen, und Kathinka hielt die plötzliche Neigung Gustav's, seinem Humor neuen Stoff zuführen zu wollen, für bedenklich. Zum Glücke konnte sie heute diesen unliebsamen Gedanken nicht länger nachhängen, da im nämlichen Augenblicke Gustav zum Besuche gemeldet wurde.

Er hatte es für unabweisbar gehalten, sich schon in den Stunden des Morgens nach dem Befinden des Mädchens zu erkundigen, welches krank zu finden er wirklich befürchten mußte.

Er war in der Frühe mit einer gewissen Genugthuung aufgewacht. Es schmeichelte seiner Eitelkeit, daß Kathinka aus Eifersucht, denn einen andern Beweggrund konnte sie nicht haben, sich zu einem Schritte hatte hinreißen lassen, den sie dann selbst wahnwitzig nennen mußte, und ein zufriedenes Lächeln umspielte

seine Lippen, da er sich vorstellte, wie die Katzenmarie ihm oben im Zimmer musikalisch ihr Herz ausschüttete, indeß die schöne, wegen ihres Stolzes verschrieene Tochter des reichen Kaufmanns Hollbein unten im Sturm und Regen auf ihn lauerte. Er meinte mit solchen Erfolgen zufrieden sein zu dürfen. Dann machte er sich auf den Weg, Kathinka seinen Besuch abzustatten. Man ging über die Begegnung von gestern Abend mit wenigen und scherzenden Worten hinweg. Das Gespräch floß leicht und in der neckenden Manier hin, die sich beide zur Gewohnheit gemacht hatten. Sie fanden Gefallen daran, in witzigem Wortspiel stets auf der Mensur mit einander zu sein und geflügelte Pfeile gewandt sich zuzuwerfen und geschickt abzuwehren.

Kathinka machte, da das Wetter sich besser gestalten und noch ein paar verspätete herbstlich sonnige Tage heraufführen zu wollen schien, den Vorschlag zu einer Partie nach Wolkenburg, einem benachbarten fürstlichen Lustschlosse. Gustav sagte gern zu, und als sie sich trennten, wurde der Ausflug auf Mitte der kommenden Woche festgesetzt.

Der Katzenmarie war nur flüchtig erwähnt worden, ja man hatte nicht einmal die Frage aufgeworfen, ob Frau Bardeles mit ihrer Tochter zur Partie ein=

zuladen sei. Kathinka schien dies stillschweigend dem Gutdünken des jungen Wohlmuth zu überlassen, und dieser wußte, da er solchen Gegenstand reiflich erwägend durch die Straßen schritt, nicht, was er thun solle.

Gern hätte er im Laufe der nächsten Tage seinen Besuch bei der Katzenmarie wiederholt, er schmeichelte sich auch mit dem Gedanken, eines freundlichen Empfangs gewiß zu sein, aber die noch gewissere Aussicht, auf Commando der Frau Bardeles einige Stunden lang mit einem Rheinfall von Musik überschüttet zu werden, wirkte etwas störend auf sein junges Gemüth. Er trug das lebhafteste Verlangen, mit Marien wieder ein paar verstohlene Worte sprechen zu können, und hätte zu diesem Zwecke Alles unternommen, was man ihm menschlicherweise hätte zumuthen können, aber sich von Abend bis Mitternacht der musikalischen Raserei der Frau Bardeles auszusetzen, das schien tollkühn und bedenklich. Er glaubte sich und seinem bejahrten Vater einige Rücksicht auf seine Gesundheit schuldig zu sein. Gerade diese aber fürchtete er nach den Erfahrungen des letzten Abends einer Gefahr preiszugeben, deren Umfang noch gar nicht zu ermessen war, und so war es begreiflich, daß er Tag um Tag zögerte, bis er eines schönen Abends der Frau Bardeles sammt Tochter auf einem Spaziergange begegnete.

Letztere ward seiner zuerst ansichtig; sie machte eine heftige Bewegung und schien ihrer Mutter voran auf Gustav zueilen zu wollen, Frau Bardeles jedoch verstand ihrer Tochter in wenigen, aber sicher passend gewählten Worten klar zu machen, wie es unschicklich für ein Mädchen sei, einem jungen Manne gegenüber Ungeduld oder Freude zu zeigen, und so mußte denn das blasse, lebhafte Geschöpf warten, bis sie langsam und ganz nach den Gesetzen der Schicklichkeit näher gekommen waren.

Gustav hatte alles das mit erfahrenem Auge beobachtet. Nichts war ihm entgangen, er hatte der kleinen runden Frau Bardeles die mahnenden Worte völlig von den Lippen gelesen und natürlich nichts Besseres zu thun gewußt, als Mariens Ungeduld auf sich zu beziehen. Er sollte sehr enttäuscht werden.

„Denken Sie sich nur", rief ihm Marie entgegen, „was uns begegnet ist!"

„Nun?" fragte Gustav besorgt. „Doch kein Unglück?"

„Ach nein, die Katze!"

„Die dumme Katze!" sagte Gustav im Stillen, laut aber fragte er: „Die Katze? Nun?"

„Sie ist vorgestern vom Dache gefallen", lautete die klägliche Antwort.

„Ach", lachte Gustav, „die Katzen fallen ja immer auf die Füße und so schadet ihnen ein Fall nichts."

„Das habe ich auch immer geglaubt, aber mein Kätzchen liegt nun krank daheim auf dem Bette und kann sich nicht rühren."

„Wie kam das Alles?"

„Das einfältige Stubenmädchen ließ die Gangthür offen; da entwischte die Katze und wie ein Gedanke war sie schnell die Treppe hinauf und auf dem Boden. Von dort kletterte sie aufs Dach und fiel alsbald das drei Stockwerke hohe Haus herunter auf das Pflaster."

„Wie schade!"

„Und stellen Sie sich vor!" fuhr Marie entrüstet fort. „Das arme Thierchen konnte sich nicht erheben und blieb kläglich miauend vor dem Hause liegen. Glauben Sie nun, einer der Vorübergehenden habe sich um die Katze gekümmert und sie wenigstens den Füßen der Andern aus dem Wege geräumt? Gott bewahre! Eine ganze Stunde lang blieb die Katze liegen, schreiend, klagend und die Vorübergehenden wie um Mitleid anflehend; ein Jeder schritt vorbei, Niemand nahm Notiz von dem Thiere, bis endlich ein fremder Herr des Weges kam, die Katze aufhob und den Hausmeister

fragte, ob er nicht wisse, wo das Thier hingehöre. Auf erhaltene Auskunft trug er das arme Kätzchen zu uns herauf und nun pflegen und warten wir es den ganzen Tag."

„Hat sich die Katze verletzt?"

„Der Arzt — wir haben natürlich sogleich den Arzt holen lassen — sagt, es sei eine Rückenmarkserschütterung, die eine augenblickliche Gliederlähmung herbeigeführt habe; Ruhe sei das erste Bedürfniß der kleinen Patientin und in einigen Wochen werde sie wohl wieder auf den Beinen sein."

„Sie sollten nur", unterbrach Frau Bardeles ihre Tochter, „das Bettchen sehen, das meine Marie ihrer Katze gemacht hat, und wie sie das Bett mit sammt der Kranken aus dem Schatten in die Sonne trägt und dann wieder aus der Sonne in den Schatten rückt — o, wenn die Hannoveraner das sehen könnten, wie würden sie lachen und sagen: Das ist wieder die einfältige Katzenmarie!"

„Laß mich nur!" lachte Marie. „Ich habe die Katzen gern, weil ich weiß, daß sie ganz gute und kluge Thiere sind. Sind sie falsch und hinterlistig, so sind sie es nur durch die Tücke und Bosheit dummer Menschen geworden."

„Lieber wäre es mir aber doch", fiel Frau Bar=

deles scheltend ein, „wenn Du über der Katze Deine Klavierstudien nicht vernachlässigtest. Du plagst Dich mit der neuen Sonate von Bülow nun schon drei Tage herum und würdest sie schon längst inne haben, wenn das ewige Bekümmern um die Katze nicht wäre.“

Marie antwortete nicht und bohrte, den Blick zu Boden gesenkt, mit dem Sonnenschirm in die weiche Erde.

Gustav war erschrocken, als Frau Bardeles von der Katze auf die Musik gekommen war, er fürchtete, daß sie dieses Thema nun mit ihrer bekannten unermüdlichen Ausdauer festhalten werde. Um Solches zu verhüten, fiel ihm nichts Besseres ein, als die beiden Damen nach Wolkenburg einzuladen. Mutter und Tochter nahmen mit Vergnügen an, und nachdem ihnen Gustav noch gesagt, daß man sich erst im Garten des fürstlichen Lustschlosses treffen und nur den Heimweg gemeinschaftlich machen wolle, trennten sie sich.

Der Tag, welcher zu dem kleinen Ausflug bestimmt war, hatte das schönste Wetter gebracht. Der Himmel war wolkenlos, die Luft herbstlich rein, und die Sonne lag mild und goldig auf den ihrer Frucht beraubten Feldern und auf dem Laub der Bäume.

Als Gustav mit seiner Mutter, auf deren Beglei-

tung er durchaus bestanden hatte, den Garten des Lustschlosses, dem zur Seite eine Restauration lag, erreichte, fanden sie bereits die ganze Gesellschaft versammelt: Frau Bardeles mit Marien, Herrn Hollbein mit seiner Tochter und Herrn Maibus aus Bremen, und außer diesen noch mehrere Freundinnen Kathinka's mit deren Müttern, die von der Partie gehört und sich angeschlossen hatten.

Gustav bekam seinen Platz zwischen Kathinka und Marien, die ganze Gesellschaft war sehr heiter und Frau Bardeles sprach von Musik.

Leider! Denn die kleine runde Frau schien es darauf angelegt zu haben, der Gesellschaft die Heiterkeit zu vertreiben. Nachdem sie einmal sich der Rede bemächtigt hatte, ließ sie den Faden laufen, so lang er war, und wahrhaftig Niemand vermochte dessen Ende abzusehen. Jedes Gelächter verstummte allmälig, jeder Scherz versiegte, die Mädchen beugten sich mißmuthig über die kleine Handarbeit, die auf ihrem Schooße lag, und die Herren drehten verdrießlich die Cigarre zwischen den Fingern. Frau Bardeles aus Hannover aber sprach unerschrocken weiter, goldene Worte flossen von ihren beweglichen Lippen, und es ist nur zu bedauern, daß in jener Stunde keiner der Anwesenden sie des Aufzeichnens werth fand.

Marie saß schweigend und in sichtlicher Verlegenheit da. Sie hatte gleich den andern Mädchen eine Arbeit aus der Tasche nehmen wollen; ein strenges Wort der Mutter aber untersagte ihr jede solche Beschäftigung, die nur die Hand verderbe und zum Klavierspiele unbrauchbar mache.

Eben versicherte sie, aber zum zehnten Mal, daß ihre Marie die Künstlerlaufbahn wieder aufgeben könne, wann sie wolle, da sie es ja nicht nöthig habe, als sich Herr Hollbein vom Stuhle erhob.

„Lassen sich die Herrschaften nicht stören“, sagte er, „ich will nur die Anlagen ein wenig betrachten und werde, bis Sie aufbrechen, wieder hier sein.“

Zugleich zog er den blonden Herrn Maibus, der vor lauter Erstaunen über die musikalischen Kenntnisse der Frau Bardeles bis jetzt immer den Mund offen gehalten hatte, gewaltsam in die Höhe und schleppte ihn mit seitwärts in die Büsche.

Das Beispiel wirkte, und wer Herrn Hollbein zuerst folgte, war dessen nicht minder entschlossene Tochter Kathinka, die den jungen Wohlmuth in der liebenswürdigsten Weise um seinen Arm bat. Nun aber, wie auf ein gegebenes Signal, erhoben sich auch die übrigen Frauen, und auf einmal war es die kleine runde Frau Bardeles, die sich mit Marien und der gutherzigen Frau

Wohlmuth allein noch am Tische befand. Sie war gerade im Begriff gewesen, der letzteren auseinanderzusetzen, warum sie es für sehr ersprießlich halte, wenn ihre Tochter in den nächsten Tagen auch den Contrapunkt zu studiren anfange.

Jetzt blickte sie mit großen Augen um sich.

„Mein Gott“, rief sie mit geheucheltem Erstaunen, „wir sind ja ganz allein! Sehen Sie nur, Frau Wohlmuth, Alles hat uns verlassen! — Mein Gott“, rief sie dann aus, indem ihre Züge den Ausdruck des vollendeten Schreckens annahmen, „ich werde die Herrschaften doch nicht vertrieben haben? Das müßte mir aber sehr leid thun. Ich habe immer von Musik gesprochen, und es ist möglich, daß das die übrigen Damen gelangweilt hat. Was meinen Sie, Frau Wohlmuth?“

Frau Wohlmuth war eine viel zu gutmüthige Frau, als daß sie das zugestanden hätte, und bemühte sich darum, die Meinung der Frau Bardeles in diesem Punkte zu verbessern. Sie widersprach und Frau Bardeles schien das gern zu hören; trotzdem bemerkte sie mit affectirter Höflichkeit:

„Nein, nein, ich sehe ein, daß ich zu unbescheiden gewesen; ich habe die Herrschaften ermüdet und hätte

nicht immer von der Musik und meiner Marie sprechen sollen."

„Das ist wahr", sah sich hier Frau Bardeles unvermuthet von ihrer Tochter unterbrochen; in großer Ueberraschung wandte sie sich und konnte nicht umhin, diese unzeitige Beifallsäußerung ihrer kleinen Marie mit einem langen Blick des Erstaunens und des Tadels zu erwidern.

„Aber", fuhr sie dann etwas bissig fort, „ich muß es Ihnen offen gestehen, liebe Frau Wohlmuth, es ist mir doch gleich im Anfange meines Hierseins so vorgekommen, als wenn man in Ihrer Stadt nicht besonders musikalisch gebildet wäre; es geschieht doch gar wenig für Musik hier, man gibt keine Concerte —"

„Für die nächste Woche", sagte Frau Wohlmuth, „sind allein zwei angezeigt."

„Ach ja", verbesserte sich Frau Bardeles, „aber man spielt lauter schlechte, alte Musik; auch Ihre Oper, im Vertrauen gesagt, ist sehr mittelmäßig."

„Ach", sagte Frau Wohlmuth wieder, „ich selbst besuche das Theater nie, aber gerade die Oper habe habe ich von unsern Fremden immer rühmen hören. Welchen Vorstellungen haben Sie denn schon beigewohnt?"

„Noch keiner", entgegnete Frau Bardeles etwas

verlegen, „aber es ist schon das Repertoire, das ich wöchentlich lese und das doch nur geringen Ansprüchen genügt. Ich muß Ihnen sagen, ich hätte mir das anders und viel besser gedacht. Ich wundere mich deshalb auch nicht, wenn ich im gewöhnlichen Verkehr Mangel an musikalischem Interesse begegne und das Gespräch über eine Kunst selten finde, die doch die erste aller Künste ist. Darüber läßt sich, seit wir solche Fortschritte im Anschlag und in der Technik gemacht haben, nicht mehr streiten. Ich bin deshalb auch nicht beleidigt, daß uns die Herrschaften verlassen und nur Sie, beste Frau Wohlmuth, bei uns ausgehalten haben. Gewiß aber, gewiß, sagen Sie es nur offen, hat es auch Sie rechte Anstrengung und Selbstverleugnung gekostet."

„Wie können Sie das denken", sagte Frau Wohlmuth höflich. „Sie wissen, ich nehme das wärmste Interesse an Ihnen und Ihrer Fräulein Tochter, es macht mir also Vergnügen, wenn Sie viel von dem, was Sie angeht, erzählen. Ich bin nur eine schlichte, einfache Bürgersfrau, aber ich weiß, wie gern ich es habe, wenn ich mit Jemand, der mich willig anhört, von meinem Geschäft und meinen Sorgen plaudern kann."

„Wirklich?" rief Frau Bardeles lebhaft. „Nun, dann

will ich Ihnen auch die Geschichte erzählen, wie der große Liszt — Sie haben doch gewiß schon von dem großen Musiker und Klavierspieler Liszt gehört, der jetzt als Geistlicher in Rom lebt — wie dieser meine Marie auf die Stirn geküßt hat.“ Und ehe Frau Wohlmuth nur zu einem Einwand gekommen war, hatte Frau Bardeles schon begonnen und schloß mit dem triumphirenden Ausruf: „Nun, was sagen Sie dazu?“ Sie sah ihre Zuhörerin mit glänzenden Augen an, als Marie den blassen Kopf, den sie die ganze Zeit in die Fläche ihrer Hand gestützt hatte, erhob und verdrießlich sagte:

„Das hast Du ja schon einmal erzählt.“

Es war gut, daß in diesem Augenblick die übrige Gesellschaft wieder sichtbar ward und zum Aufbruch trieb; Marie entging so einem Verweise, den ihr ihre Mutter nur ungern ersparte.

Man nahm den Heimweg über den sogenannten Hirschgarten, einen weiten, ausgedehnten Park, und hier fand Gustav Gelegenheit, sich Marien zu nähern und mit ihr in ein Gespräch zu kommen.

„Sie waren“, sagte er, „da Sie mir die Ouvertüre zur weißen Frau vorspielten, im Begriff, mir etwas sagen zu wollen, wurden aber durch das Erscheinen Ihrer Mama unterbrochen.“

„Ja", erwiderte Marie stockend, „ich erinnere mich —"

„Wollen Sie Ihren Satz heute nicht vollenden?"

„Ich kann nicht voraussetzen, daß Sie dem, was ich sagen wollte, besonderes Interesse schenken."

„Wenn ich Sie darum bitte?"

„Dann erlauben Sie erst eine Vorfrage. Sie hätten ja den Schluß des unterbrochenen Satzes schon längst hören können — warum haben Sie sich nicht mehr bei uns sehen lassen? Nur keine Entschuldigung! Ich weiß den Grund, Sie haben gefürchtet, ich möchte wieder den Versuch machen, Sie zu Tode zu spielen. Seien Sie aufrichtig, habe ich nicht Recht?"

„Wie können Sie glauben, Fräulein!"

„Ich habe Recht. Leider! Ach, das ist ja mein Unglück, daß ich mit meiner Kunst, die mir so viele Freunde erwerben könnte, mir alle Freunde vertreiben muß!"

„Wie meinen Sie das?"

„Weil ich, wenn Jemand bei uns zu Gaste ist, immer und immer spielen muß, wie meine Mutter immer nur von Musik spricht. Das ist entsetzlich!"

„Sie glauben das nur."

„Das ist dem Andern so entsetzlich, als es mir selbst ist. O, ich liebe die Musik unendlich, ich liebe

mein Klavier so sehr, aber nichts denken als Musik, von nichts sprechen als von Musik, nichts treiben als Musik — ich meine manchmal, ich könnte das nicht mehr lange ertragen."

„Und sind doch Künstlerin, wollen öffentlich auftreten?" warf Gustav erstaunt ein.

„Ich soll Künstlerin sein", rief das Mädchen bitter, „soll öffentlich auftreten! Meine Mama hat sich das einmal seit meiner frühesten Jugend in den Kopf gesetzt, da ich die ersten Anlagen zur Musik zeigte, und nun vermag ihren Plan nichts mehr zu nichte zu machen."

„Vor allem kommt es doch auf Ihre Entscheidung an! Vor allem müssen Sie selbst doch wollen!"

„Ich? Wann wäre je etwas auf meine Entscheidung angekommen? Ich muß wollen, weiter nichts."

„Geht Ihr kindlicher Gehorsam so weit?"

„Meine Mama wußte von Anfang an der Absicht, die sie mit mir hatte, alles Andere unterzuordnen. Ich hatte selbst als Kind nie Gespielinnen, ich hatte nie Freundinnen, ich hatte auch nie einen Willen. Ich verkehrte nur mit meiner Mutter, und sobald ich zu denken anfing, hörte ich und wußte ich es nicht anders, als daß ich eine Künstlerin werden sollte, zu

dieser sollte ich herangezogen werden, und darum gewöhnte mich meine Mutter daran, ihr meine geheimsten Gedanken anzuvertrauen; ich wage nur zu denken, was meine Mutter denkt, ich wage nur zu thun, was meine Mutter thut, und so habe ich keinen Willen.“

„Finden Sie aber in der strahlenden Laufbahn einer Künstlerin nichts Verlockendes?“

„Ach nein“, seufzte das Mädchen. „Ich bin nicht ehrgeizig, ich sehne mich nicht nach den Triumphen in der großen Welt. Ich möchte ja nur spielen dürfen, was mir gefällt, was meinen Neigungen entspricht. Und Sie glauben nicht, welche Pein, welche Mühe, welche Thränen mich dieses unselige Klavierspiel schon gekostet hat! Ach, meine gute Mama hat keine Ahnung davon!“

„Und Ihr Vater?“

„Ich verlor ihn, da ich kaum dreizehn Jahre alt war. Er war ein seelensguter Mann. Oft wenn ich abends zum Tode müde vom Klavier aufstand, an dem ich mich den ganzen langen Tag hatte abmartern müssen, nahm er mich auf seinen Schooß und sagte, indem er seine Hand auf meine heiße Stirn legte: „Du wirst noch krank werden, Mariechen, du bist zu fleißig.“ Ich mühte mich dann, zu lächeln und ihm seine Sorge auszureden, und das beruhigte ihn wieder

Er hatte meiner Mama gegenüber auch nie einen Willen."

„Wie kommt diese aber dann dazu, durchaus auf ihrem Willen zu bestehen, um so mehr, da Sie ja Vermögen haben und nicht auf den Verdienst angewiesen sind?"

„Es ist Eitelkeit, Ehrgeiz. Sie weiß, daß ich Talent habe, sie will nun damit glänzen."

„Wider Ihren Willen? Das ist ja Wahnsinn! Und doch begreife ich nicht, wie Sie so klar über Ihre Lage und über Ihre Zukunft denken und gar keine Anstrengung machen, diesen Zwang zu brechen."

„Sie kennen meine Mutter nicht. Daß ich so klar über Alles denke, verdanke ich den vielen schlaflosen Nächten, in denen ich, ganz aufgerieben und überreizt durch mein rastloses Klavierspielen, nicht zur Ruhe kommen konnte. In solchen Stunden fühlte ich, was ich eigentlich wollte; ich empfand, wie elend ich war, begann bitterlich zu weinen, und hatte den festen Entschluß, am nächsten Morgen meiner Mutter Alles zu gestehen und nimmermehr eine Taste anzurühren. War ich aber am nächsten Morgen aufgestanden und sah meine Mama auf die Uhr und sagte: „Es ist schon acht, es ist Zeit, daß du deine Uebungen beginnst", dann sank mir der Muth, ich wagte nicht dem strengen Blick der

Mutter zu begegnen, ich setzte mich ohne Widerrede an das Klavier und begann die verhaßten Uebungen, wie ich sie den Tag vorher begonnen."

„Armes Kind!" sagte Gustav; dann fragte er wieder: „Warum gehen Sie unter diesen Umständen nicht häufiger unter die Leute? Warum suchen Sie sich nicht zu zerstreuen?"

„Weil meine Mama die Zerstreuung für mich fürchtet; sie will nicht, daß ich noch von andern Dingen höre und noch von andern Dingen angezogen werde."

„Unbegreiflich!"

„Und dann", fuhr Marie leiser fort, „es hält ja Niemand lange bei uns aus."

„Wie das?" fragte Gustav überrascht.

„Haben Sie nicht gesehen, wie sich vorhin der ganze Tisch leerte? So geht es uns überall und es ist begreiflich. Man hält uns für unausstehlich, und Niemand hat Lust, meine Mama fortwährend über Musik sprechen zu hören; ich empfinde das tief, aber ich muß schweigen, ich darf nicht widersprechen, wenn ich nicht noch mehr unter der gereizten Laune meiner Mutter leiden will."

„Hören Sie, liebes Fräulein", rief Gustav und reichte Marien gutmüthig die Hand, „Sie fangen an

mich wirklich zu dauern. Ich will Ihnen darum einen Vorschlag machen. Lassen Sie sich dadurch, daß die ganze Gesellschaft heute den Tisch verlassen hat, nicht weiter irre machen. Den Grund freilich, das will ich zugeben, haben Sie vollkommen errathen. Daß dies aber nicht zum zweiten Mal vorkommt, dafür lassen Sie mich sorgen; das heißt, ich werde Ihre Mama gar nicht mehr auf Musik zu sprechen kommen lassen."

„Das dürften Sie schwer hindern."

„Wir wollen sehen. Sie aber müssen sich meinem Complot anschließen und sollen zu diesem Zweck weiter nichts thun, als Ihre Mama häufig bereden, an unsern kleinen gesellschaftlichen Unterhaltungen Theil zu nehmen. Das wird Sie zerstreuen und erheitern. Ich habe leider keine Schwester, aber suchen Sie sich dem Fräulein Hollbein zu nähern und für das Andere lassen Sie mich sorgen. Wollen Sie?"

„Wie gern!" erwiderte Marie, indem sie ihr dunkles Auge dankbar zu Gustav erhob.

„Also —" begann dieser wieder, als plötzlich die Stimme der Frau Bardeles laut wurde, die gellend rief:

„Marie, Marie, wo bist Du denn?"

„Hier", antwortete die Gerufene und war im nämlichen Augenblick an der Seite ihrer Mutter.

Zugleich näherte sich Kathinka, die sich bisher an der Gesellschaft ihres Vaters und des Herrn Maibus hatte müssen genügen lassen.

„Nun“, rief sie Gustav spöttisch entgegen, „wovon haben Sie denn so lange mit der Katzenmarie gesprochen?“

„Von Katzen, schöne Kathinka, nur von Katzen“, erwiderte dieser höflich.

Kathinka schaute etwas ungläubig drein.

„Und Sie, Kathinka“, fuhr Gustav in gleichfalls spöttischem Tone fort, „wovon haben Sie so lange mit Herrn Maibus gesprochen?“

„Von Pferden“, entgegnete Kathinka lächelnd, „nur von Pferden. Herr Maibus hat mir von seiner ersten Reitstunde erzählt, die er heute genommen.“

„Vortrefflich“, lachte Gustav. „Sie sehen, reizende Kathinka, „der Stoff zum Humor geht uns nie aus.“

„Desto besser“, antwortete diese mit eigenthümlicher Betonung und bat dann, um eine nochmalige Annäherung Gustav's an Marie zu verhüten, jenen um den Arm, da es inzwischen Nacht geworden und die Gesellschaft bereits vor dem Thore der Stadt angelangt war.

Vor dem Gasthofe trennte man sich; nur Frau

Bardeles nebst ihrer Tochter und Kathinka wurden von Frau Wohlmuth aufgefordert, sich bei einer Tasse Thee mit ihr von den Anstrengungen des Tages zu erholen.

Marie erklärte, sie fühle sich überaus ermüdet, und bat um die Erlaubniß, nach Hause gehen zu dürfen; Gustav bot sich zur Begleitung an.

Vor der Wohnung angekommen, der gegenüber neulich Kathinka drei lange Stunden in Sturm und Regen gewartet hatte, reichte Marie ihrem Begleiter die Hand zum Abschiede.

Dieser zögerte, sie anzunehmen.

„Ich möchte Ihnen", sagte er, „noch nicht adieu sagen."

Marie sah ihn verwundert an.

„Ich habe", fuhr Gustav fort, „die lebhafte Vermuthung, daß Sie am Klaviere die Mühen dieses Nachmittags vergessen und die Abwesenheit ihrer Mama benutzen werden, zu spielen, was Ihr Herz erfreut und ergötzt. Oder sollten Sie im Dunkel süß hindämmern wollen und träumen?"

„Nein, das will ich nicht. Ich werde spielen, und wenn ich ehrlich sein will, habe ich nur deshalb die Einladung Ihrer guten Mutter ausgeschlagen."

„Ich verstehe Sie. Aber fassen Sie den Begriff

des Alleinseins gar so streng? Dulden Sie gar keinen Zuhörer, Marie?"

„Herr Wohlmuth!"

„Lassen Sie mich nur eine einzige Nummer von Ihnen hören, nur ein paar Takte, nur ein paar Accorde — gewiß, ich will dann wieder gehen."

„Aber das ist doch nicht möglich", meinte Marie unruhig.

„Ich setze mich in den dunkelsten Winkel des Salons. Sie sollen gar nicht merken, daß ich zugegen bin; nur am Schlusse werde ich ein wenig klatschen und mich dann ganz heimlich entfernen."

„Bedenken Sie, wenn Jemand aus dem Hause Sie sehen würde! Was würde meine Mama sagen! Nein, nein, das geht nicht!"

„Ihre Mama? Sie sollen ja eine Künstlerin werden! Gut, haben Sie denn auch einmal Künstlerlaunen! Sie wissen ja, daß die Söhne und Töchter der Kunst nicht immer nach den Bedenken der Leute fragen."

„Ich glaube nicht", erwiderte Marie, und Gustav bemerkte beim Scheine der Laterne, die über dem Thore hing, einen schalkhaften Zug um ihren Mund, der ihm ganz neu war, „ich glaube nicht, daß meine Mama an solchen Künstlerlaunen Geschmack finden würde."

„Nun", rief Gustav verzweifelnd, „so erlauben Sie mir doch, daß ich einen Augenblick mit hinaufgehe und mich persönlich nach dem Befinden Ihrer Katze erkundige?"

„Gott, mein Kätzchen!" rief Marie erschrocken. „Wahrhaftig, den ganzen Nachmittag habe ich nicht mit einer Silbe meines armen, armen Kätzchens gedacht."

Damit sprang sie ins Haus hinein und die Treppe hinauf, öffnete rasch mit dem Schlüssel die Wohnung und trat, ohne nur zu beachten, daß ihr Gustav triumphirend über seinen glücklichen Einfall folgte, in das Zimmer, wo ihr die Katze sehnsüchtig entgegenmiaute.

„Sehen Sie nur meine kleine Patientin", rief Marie und hob den Korb vom Boden, in welchem auf weiche Kissen gebettet die weiße Katze lag. „Mein armes gutes Thierchen", fuhr sie zärtlich fort, „was hast du den ganzen Nachmittag so allein angefangen? Es war schlimm von mir, daß ich dich so viele Stunden lang mutterseelenallein ließ; ich hätte dir Gesellschaft leisten sollen, ich hätte dich pflegen sollen, ich hätte dir was erzählen sollen. Nicht wahr, mein Kätzchen?" Bei diesen Worten hatte sie ihren Kopf besorgt über das kranke Thier geneigt und diesem zärtlich zugenickt. Nun erhob sie sich, Licht zu machen,

und als dies geschehen war, mußte Gustav zugeben, daß die Katze mit einem Blick voll Zuneigung jede Bewegung ihrer Pflegerin verfolgte.

„Nur das Schnurren“, klagte Marie, „hat sie ganz verlernt!“

Gustav wollte die Katze streicheln.

„Bei Leibe nicht!“ rief Marie. „Jede Berührung macht ihr unsagliche Schmerzen.“

„Und nun spielen Sie etwas?“ bat Gustav.

„O nein“, lachte Marie; „erst muß ich meiner Patientin zu essen und zu trinken geben, und dann, wenn ich ihr gute Nacht gesagt, stehe ich mit Vergnügen zu Diensten.“

Sie holte eine Schale mit Milch und that, wie sie gesagt hatte.

„Sehen Sie nur, Herr Wohlmuth“, rief sie, indem sie auf dem Boden vor dem Lager der Katze kauerte, „es geht heute schon viel besser. Sie vermag heute schon den Hals ein wenig zu drehen, das hätte sie gestern noch unmöglich zu Stande gebracht. Ja, ja, warte nur, Mieze, Du wirst bald wieder gesund sein.“

Gustav ergötzte sich an der unverstellten Freude, die aus den Augen des blassen Mädchens sprach. Wie lebhaft, wie munter, wie herzinnig vergnügt erschien

sie jetzt, und wie still, wie schweigsam war sie, wenn die Gegenwart der Mutter auf sie drückte!

Endlich war Alles besorgt, was das Wohlbefinden der Katze zu fördern schien, und Marie nahm, nachdem Gustav sich seinem Versprechen gemäß in eine dunkle Ecke am Fenster gesetzt, vor dem Flügel Platz, auf welchem sie eine melancholische, schwermüthige Melodie zu intoniren begann.

Gustav that diese Musik wohl; er war nicht traurig, er war nicht mißgestimmt, und doch entsprach diese Melodie einer Saite in seinem Herzen, die antwortend nachklang und nachzitterte. Vielleicht täuschte er sich auch, vielleicht war es nur die blasse, schwarzlockige Klavierspielerin, der diese Melodie zu entsprechen und aus dem Innern zu quellen schien. Sie war in solchen Momenten schön anzusehen. Nur ganz leicht folgte der feingeschnittene, von den Lichtern hellbeleuchtete Kopf dem Takte der Melodie, ihr schlanker, voller Oberkörper saß unbeweglich, und der Blick des dunklen großen Auges, das nicht ein einziges Mal den Fingern zu Hülfe kommen mußte und über das sich in weiten Bogen auffallend breit die schwarzen Brauen spannten, schwebte wie verklärt über den Flügel hin, in ferne unbestimmte Weite.

Je länger aber Gustav zuhörte und Marie dabei

ansah, desto mächtiger wirkte die unendlich schwermüthige Melodie auf ihn, desto unwiderstehlicher ward er von dem Schmerze befangen, von dem die Töne sprachen. Es ward ihm allmälig schmerzlich zu Muthe, und wie er wieder hinüberblickte zu Marien, erschien ihm diese geisterhaft mit ihren blassen Wangen, den schwarzen Haaren und dem großen dunklen, regungslos ins Weite schauenden Auge. Es erschreckte ihn fast, wie er sie so ruhig fortspielen sah und wie nur ihre schmalen Lippen halb geöffnet waren, daß man hätte meinen können, aus ihrem eigenen Munde, aus der Tiefe ihrer eigenen Brust steige der eigentliche Hauch der Wehmuth und der Klage, der durch das Zimmer zog.

Gustav sprang endlich auf und bat sie aufzuhören. Er wußte nicht mehr, was er beginnen sollte.

Marie sprach kein Wort, sondern erhob sich und legte den Deckel über das Klavier. Dabei lächelte sie still und setzte sich nun, nachdem sie die Leuchter vom Klavier auf den Tisch gestellt, in die eine Ecke des Divans.

Gustav war ein paarmal heftig durch das Zimmer gegangen; er war aufgeregt, er war in einem Zustand, den er sich nicht zu erklären vermochte. Das Spiel des Mädchens hatte etwas Dämonisches für

ihn; ihm war gewesen, als ob er aus einer Mauer oder aus einem Baume eine Seele klagen höre, die er nicht befreien könne.

Marie hatte ihn, wie er so auf und ab ging, mit ihren Blicken verfolgt, aber sie hatte geschwiegen, nun setzte er sich in einen Fauteuil neben sie und sagte, indem er ihre niederhängende Hand ergriff:

„Nicht wahr, das nächste Mal spielen Sie etwas Heiteres?“

„Ja“, entgegnete Marie, „wenn ich heiter bin!“ Und kaum hatte sie das gesagt, so vergrub sie ihr Antlitz, es mit beiden Händen bedeckend, in die Kissen des Divans und brach in einen Strom von Thränen aus. Gustav war aufs äußerste bestürzt, er wußte nicht, wie er dieser Reizbarkeit begegnen sollte, er sprach vergeblich beruhigend zu; der Körper des Mädchens ward von heftigen Krämpfen wie geschüttelt, endlich erhob sie sich, noch immer weinend, und floh aus dem Zimmer. Die Thür ließ sie hinter sich in das Schloß fallen.

Gustav war rathlos; voll Bangens schritt er einigemal auf und ab, er klopfte an der Thür, hinter welcher Marie verschwunden war, er rief sie beim Namen, doch all sein Bemühen war umsonst, Alles blieb still. Er horchte, auch kein Weinen war mehr

vernehmbar. So beschloß er denn eine Weile zu warten; endlich, als auch dies fruchtlos blieb, klopfte er aufs neue an die Thür und rief:

„Gute Nacht, Marie, ich muß gehen."

Keine Antwort.

„Gute Nacht", rief er noch einmal; da ward leise der Riegel geschoben und Marie öffnete die Thür, durch die sie halb ihre Hand herausstreckte.

„Verzeihen Sie", sagte sie in weichem Tone, „ich muß Ihnen doch adieu sagen."

Es kostete Gustav wenig Mühe, die Thür ganz zu öffnen, und da Marie ein paar Schritte zurücktrat, jener aber ihr folgte, so standen sie bald in der Mitte des dunklen Zimmers.

Marie hielt ihr Taschentuch in der Hand und fuhr sich damit immer noch über die Augen.

„Sie haben mich recht erschreckt", sagte Gustav, indem er nach ihrer Hand griff. „Sie schienen außer sich, was ist Ihnen gewesen?"

„Haben Sie Nachsicht mit mir", lächelte Marie durch ihre Thränen, „ich war ein Kind."

„Meine Bitte, auf die Sie zu weinen anfingen, konnte Sie doch nicht verletzen?"

„Gott bewahre! Es war am Ende nur der schmerzliche Gedanke, wie selten mir ein Grund zur Heiterkeit

komme, der mich plötzlich und mit aller Wucht überfiel, und da —"

Wieder versagte dem Mädchen die Stimme und sie hielt das Tuch vor den Mund, wie um einen neuen Ausbruch ihrer Thränen zu verhüten.

Gustav schlang seinen Arm um sie, was sie ruhig litt, und sagte:

„Fassen Sie Muth, Marie, es muß bald besser werden; glauben Sie nicht?"

Damit faßte er sie unter dem Kinn und zwang sie, ihr Haupt zu heben und ihn anzusehen.

Ein leichtes Lächeln spielte wieder um ihren Mund und sie antwortete:

„Ja, es wird wohl besser werden."

Dabei sah sie ihn mit ihren großen dunklen Augen so wundersam an, Gustav preßte ihre Gestalt an sich, daß sie erröthend wieder zu Boden blickte, er lehnte ihr Haupt widerstandslos an seine Brust und streichelte mit bebender Hand dem Mädchen die schwarzen Locken aus der Stirn. Marie litt es geduldig, sie hatte, wie ohne es zu wissen, mit ihren Händchen fest seine andere Hand gefaßt, die sie umschlungen hielt; so stand sie in wonnigem Selbstvergessen, als Gustav sie wieder unter dem Kinn faßte; wieder zwang er sie, ihr Haupt zu heben, er neigte sich zu dem schö-

nen Munde des Mädchens, da miaute es im nächsten Zimmer und Marie fuhr erschrocken aus der Umarmung des jungen Mannes.

„Mein Kätzchen, mein Kätzchen!“ rief sie und eilte in den Salon, wo die Katze unter dem Klavier lag.

„Verdammte Katze!“ murmelte Gustav, der im dunklen Zimmer zurückgeblieben war, und machte eine Bewegung, als wenn er mit dem Fuße auf die Erde stampfen wollte.

Er trat in den erleuchteten Salon; Marie machte sich noch immer mit der Katze zu schaffen; aber es war, da sie ihr Haupt so hartnäckig über die kleine Kranke beugte, als ob sie weniger deren Befinden erspähen, als die eigene Verwirrung und Beschämung verbergen wolle.

In diesem Augenblick ward heftig an der Glocke gerissen.

„Das ist Mama!“ rief Marie, vom Boden auffahrend. „Was wird sie sagen, Sie noch hier zu finden!“

Damit eilte sie auf den Flur, die Wohnung zu öffnen; unter der Thür aber drehte sie sich noch um und rief, indem sie schalkhaft ihren Zeigefinger auf den kleinen Mund legte:

„Die Katze hat es doch gut gemacht, daß sie miaute!“

Gustav eilte auf das Mädchen zu, schon aber war dieses verschwunden, der Mutter zu öffnen.

Frau Bardeles war nicht wenig erstaunt, ihre Tochter in Gesellschaft des jungen Wohlmuth zu finden, und schien seiner Versicherung, daß er nur heraufgegangen sei, sich nach dem Befinden der Katze zu erkundigen, äußerst wenig Glauben beizumessen; indeß mochte sie weder Zeit noch Lust haben, sich mit diesem Falle weiter zu beschäftigen, denn sie zog plötzlich einen kleinen Herrn hervor, der bis jetzt ungesehen im Dunkel des Hausgangs gestanden, und präsentirte ihn den Ueberraschten mit den Worten:

„Ich habe das Vergnügen, Ihnen hier den berühmten Kapellmeister Herrn Bartholomäus Gigengaugl vorzustellen, der auf einer Kunstreise hier angekommen ist und die Absicht hat, in unserer Stadt in den nächsten Tagen ein Concert zu geben. Das hier“, fuhr Frau Bardeles gegen den Kapellmeister gewendet fort, „ist mein Mariechen, von dem ich Ihnen gesprochen habe. Wenn Sie Lust haben, können Sie sich alsbald von dem Talent meiner Tochter überzeugen; sie soll Ihnen etwas vorspielen, daß Sie gewiß ihren Anschlag und ihre Technik bewundern werden. Ich

habe“, wendete sich Frau Bardeles nun wieder an Marie, „den Herrn Kapellmeister eben im Hotel kennen zu lernen das Glück gehabt, und da ich ihm von Dir erzählte, erklärte er sich mit Vergnügen bereit, Dich in seinem Concerte auftreten zu lassen.“

Kapellmeister Bartholomäus Gigengaugl war ein kleines, hageres Männchen. Langes, schwarzes Haar floß ihm auf die schmalen Schultern nieder, seine Augen waren klein und lebhaft, über der stark hervorspringenden Nase trug er einen goldenen Zwicker, der an breitem schwarzem Bande befestigt war. Riesige schneeweiße Manschetten bedeckten fast vollständig die wohlgepflegten Hände, die ganze Kleidung war schwarz und untadelhaft elegant und in der Klappe des nach dem neuesten Schnitte gearbeiteten Frackes prangte eine kleine rothe Ordensschleife, während über die Brust eine schmale goldene Uhrkette lief.

Kapellmeister Bartholomäus Gigengaugl sprach von dem Vergnügen, in Marie Bardeles ein neues Mitglied des großen Bundes kennen zu lernen, der sich die Reformation der Musik zur unsterblichen Aufgabe gemacht habe. Er selbst habe — bei diesen Worten nahm er eine etwas theatralische Stellung an — Jahre lang zu den Füßen des Meisters gesessen und habe Jahre lang dessen begeisterten Lehren gelauscht;

nun sei er ausgezogen, den Samen, den er in sich aufgenommen, fruchtbringend zu machen und die neue Lehre durch Wort und That zu verkündigen und zu bezeugen. Unserer Zeit, versicherte der Kapellmeister Bartholomäus Gigengaugl, seien große Dinge vorbehalten, Dinge, welche auch die stumpfesten Gemüther noch würden wachrütteln müssen, und jene großen Kunst- und Literaturwesen, zu denen man heute noch der lieben Gewohnheit halber bewundernd aufblicke, jene Namen, wie Homer, Luther, Shakespeare und Kant, die man im Munde führe, ohne sich schließlich noch viel dabei zu denken, würden zu einem Nichts schwinden im Vergleich zu dem, was sich in der Gegenwart auf musikalischem Gebiete unwiderleglich und siegreich vorbereite.

Kapellmeister Gigengaugl hatte wie ein trunkener Seher gesprochen, voll Ekstase hatte er seine Arme zum Himmel gehoben, daß selbst die großen Manschetten weit zurückgefallen waren und nun die schmalen weißen Hände in ihrer vollen Schönheit zum Vorschein kamen. So stand er eine Weile wie berauscht, wie verzückt, da eilte Frau Bardeles auf ihn zu und umarmte begeistert den Propheten des neuen Bundes. So hatte sie noch nie sprechen hören, und wie war ihr Alles aus der eigenen verständnißinnigen Seele gesprochen!

Einen wahrhaft schwärmerischen Blick warf sie auf den Kapellmeister, der aber senkte seine beiden Arme und schlug sie um den Nacken der kleinen runden Frau Bardeles, die er gerührt an sein pochendes Herz drückte.

„Und nun“, rief er, sein Haupt, das einen Augenblick auf den Schultern der Frau Bardeles geruht hatte, wieder erhebend, „nun, da wir uns kennen gelernt haben, wollen wir musiciren.“

„Ja“, rief Frau Bardeles enthusiastisch, „Kinder, das thut! Diese schöne Stunde kann nicht würdiger als mit Musik gefeiert werden. Marie, setze Dich an das Klavier.“

Da fuhr der Kapellmeister Gigengaugl dazwischen.

„Wenn die Herrschaften erlauben“, sagte er, „werde ich Ihnen meine neueste Composition vortragen. Sie wollen sie doch hören?“

„Gewiß“, entgegnete Frau Bardeles etwas mißmuthig.

„Ich denke bescheiden von meinen Arbeiten“, nahm Gigengaugl wieder das Wort; „ich weiß, daß ich nicht werth bin, die Schuhriemen des Meisters, der der Auserwählte ist von den Berufenen, aufzulösen, und ich beuge mich in Demuth vor seiner Größe. Aber ich darf sagen, daß mein neuestes Werk — Opus 5723, wenn Sie vielleicht dasselbe zu kaufen wünschen — sich

dem Besten an die Seite stellen darf, was je componirt oder gedichtet worden ist. Meine Symphonie erreicht an Tiefe der Auffassung und Großartigkeit der Ausführung die bedeutendsten Kunstschöpfungen, die ich kenne; Beethoven's Symphonia eroica, so verdienstliche Seiten sie hat, ist damit weit überflügelt, und Shakespeare hat in seinen berühmtesten Tragödien nur angedeutet, was ich hier ganz und voll angegeben habe. Ich behaupte, daß man Symphonien der Art, wie wir sie dichtend componiren und componirend dichten, getrost jedem Shakespeare'schen Monolog — von Schiller und Goethe gar nicht zu reden — an die Seite stellen darf, und Hamlet's weltkundige Rede „Sein oder Nichtsein" tritt in den Schatten gegen das, was wir auszusprechen wagen und verstehen. Was das ist? Hier komme ich auf den Unterschied zwischen Musik und Poesie. Man hat die erstere unterschätzt, indem man ihr Allgemeinheit der Empfindung zum Vorwurf machte; wir aber sind es ja, welche ihr die Fähigkeit geben, nur noch Concretes zu sagen, wir haben ihr die Gabe verliehen, jedes Wort, jede Handlung, jede äußerliche Erscheinung musikalisch zu illustriren, und damit stellen wir sie auf gleiche Höhe mit der Poesie. Ja, sie übertrifft die letztere noch, indem sie den erwähnten Charakter der Allgemeinheit neben ihrer Fähigkeit, Beson-

deres zu sagen, schließlich doch beibehält und sich Jedermann zuletzt doch dabei denken kann, was er will. Darin aber liegt ihr Vorzug. Wenn Sie nun erlauben" — mit diesen Worten trat Bartholomäus Gigengaugl an den Flügel — „trage ich Ihnen meine neueste Symphonie vor, die, wie ich weiß, alle hämischen Zweifel an unserer Kunstrichtung mit einem Schlage todt machen wird. Die Symphonie heißt: Die Eisenbahn."

„Wie schön!" flüsterte Frau Bardeles entzückt ihrer Tochter zu; die aber blickte zu Gustav hinüber, der nur mühsam mit dem Lachen an sich hielt.

„Die Symphonie", begann Kapellmeister Bartholomäus Gigengaugl wieder, „ist für ein aus einhundertzweiundsiebzig Mann bestehendes Orchester geschrieben; es ist darum nicht zu erwarten, daß sie hier, wenn ich sie Ihnen vorspiele, zur vollen Geltung kommen wird, um so mehr, als es nöthig ist, bei der Execution dieses Werkes neue, von mir zu diesem Zwecke eigens erfundene Instrumente in Anwendung zu bringen, so zum Beispiel eine große runde Blechscheibe, die mit einem Bunde Besenreiser gespielt wird, und andere mehr. Hier nun müssen wir uns behelfen, so gut es eben geht, nur wird es um so nothwendiger sein, daß ich Ihnen immer eine genaue Erklärung dessen gebe, was

meine Musik mit jedem Takte vorstellen will. Kurz gesagt, ist der Zweck meiner symphonischen Dichtung, jenes reiche Leben zur Anschauung zu bringen, welches ein Bahnzug vom Augenblicke seiner Abfahrt bis zu dem seiner Ankunft auf der nächsten Station entwickelt.

Hören Sie nun" — der Kapellmeister begann zu spielen — „Trompetensignal — Herbeidrängen der Passagiere — wüstes Durcheinander und wildes Chaos von Tönen, welches die ungeordnete Eilfertigkeit der Reisenden versinnlicht — plötzlich Pfeifen der Locomotive — hu — hu — hu — namentlich dieses wird vorzüglich durch die vorhin erwähnte Blechscheibe zur Anschauung kommen, endlich regelmäßige und gleichmäßige Fortbewegung des Zuges." Der Componist spielte einige Takte in den Mittellagen, welche dieses Bild veranschaulichen sollten. Dann fuhr er das, was er spielte, weiter erklärend fort: „Wir sehen uns die Passagiere an und begegnen dort in der Ecke einem jungen Ehepaar, das so eben seine Reise angetreten hat und sich im einsamen Coupé seinen unschuldigen Liebkosungen hingibt; sofort taucht im Sopran eine schmelzende Liebesmelodie auf, zu welcher das im Basse fortdauernde Geräusch des Bahnzugs die Begleitung bildet. Diese Melodie", erklärte der Componist weiter,

„kehrt immer wieder und kann nicht gestört oder beeinträchtigt werden durch das, wie Sie bemerken, vermittelst einiger Gassenhauer und Schnaderhüpfeln angedeutete laute und geschwätzige Geschrei der übrigen Reisenden. Man fährt durch eine sonnige Landschaft — Heerdengeläute — Gesang der Hirtinnen — Flötenspiel des Schäfers. Plötzlich Donner — ein Gewitter steigt auf und zieht näher — es beginnt leicht zu regnen, was bei der Orchestervorstellung durch eine besondere Maschine anschaulich gemacht wird — der Donner wird häufiger — immer seltener wird die Liebesmelodie des Ehepaares, immer zerrissener kehrt sie wieder — plötzlich ein ungeheurer Donnerschlag" — der Componist arbeitete in den tiefsten Bässen mit namenloser Anstrengung — „Donnerschlag und Wolkenbruch — die Liebesmelodie verstummt. Dafür tritt nun das wilde Brausen und Rauschen des Orkans ein — Getöse der niederrauschenden Regenmasse — und im nämlichen Augenblick Zusammenstoß mit einem entgegenkommenden Zuge — die Großartigkeit meiner Musik erreicht hier den Höhepunkt. Wie Sie mir zugeben, ist in diesen Tönen das herzzerreißende Angstgeschrei und das martervolle Geächze der verwundeten Reisenden vorzüglich geschildert; die Liebesmelodie kommt wieder zum Vorschein, aber in Moll, und wird

so zu einem elegischen Klagelied, während im Basse das Toben des Unwetters, das Rollen des Donners, das Brausen des Sturmes fortwährt. Plötzlich ertönt ein Glöckchen — es ist der Geistliche mit dem Sacrament — andachtsvolle Stimmung, angedeutet durch eine choralmäßige Melodie, die nur dann und wann durch das Rö-rö-röcheln der Sterbenden unterbrochen wird — leiseres Auftreten des Sturmes — der Donner verhallt — der Zug setzt sich wieder in Bewegung — hu, hu, hu — ein Pfiff der Locomotive — die Maschine arbeitet langsamer und endlich fährt der Train langsam in die Station ein."

Herr Bartholomäus Gigengaugl sprang vom Stuhle und trocknete sich mit einem blauseidenen Taschentuche den perlenden Schweiß von dem glühenden Gesichte. Dann sank er in den nächsten Fauteuil und holte, unfähig, auch nur ein Wort hervorzubringen, aus tiefster Brust Athem.

Frau Bardeles klatschte jubelnd in die Hände, Gustav aber sagte lächelnd zu dem angegriffenen Kapellmeister:

„Sie haben Uebermenschliches geleistet."

Dann ging er, von Marien bis an die Hausthür begleitet; der Kapellmeister aber blieb noch lange und bis spät in die Nacht raste er auf dem Flügel der

entzückten Frau Bardeles seine himmelstürmenden Compositionen vor.

Als er sich entfernt hatte, fragte Frau Bardeles ihre Tochter, was es denn eigentlich mit dem zu solcher Stunde gewiß auffallenden Besuche des jungen Wohlmuth für eine Bewandtniß habe.

Marie gab eine unbestimmte, ausweichende Antwort.

„Wenn Wohlmuth in Dich verliebt wäre!“ sagte die kluge Frau Bardeles und heftete ihren Blick scharf auf Marie.

„Wie kannst Du so etwas sagen!“ antwortete diese und bückte ihr Haupt, die schwarzen Flechten aufzulösen.

„Unmöglich wäre es eben nicht“, sagte Frau Bardeles wieder, „und ich würde Dir sogar rathen, diese Möglichkeit festzuhalten. Er muß ein bedeutendes Vermögen besitzen. Liebte er Dich nun und würde Dein öffentliches Auftreten nicht von jenem Erfolge begleitet sein, der wünschenswerth ist, so —“

„Nun?“ fragte Marie erstaunt, indem sie den Kopf in die Höhe hob und ihre weiße Hand mit dem reich niederfallenden Haar einen Augenblick sinken ließ.

„So würde eine solche Partie unter allen Umständen für Dich angenehm sein müssen, vorausgesetzt“,

fügte Frau Bardeles bei, „daß Du den jungen Wohlmuth zu lieben vermöchtest.“

Marie horchte hoch auf. Solche Pläne hatte sie von ihrer Mutter am wenigsten erwartet, und doch fühlte sie sich zugleich von der Berechnung, die in ihnen lag, beleidigt.

„Und wenn ich“, sagte sie, „den jungen Wohlmuth lieben und zugleich glänzende Erfolge als Künstlerin haben würde?“

Frau Bardeles hatte während dieses Zwiegespräches ihre vielen Löckchen um zierliche Papilloten gewickelt; nun setzte sie die schneeige Schlafhaube auf ihr würdiges Haupt.

Die Frage ihrer Tochter brachte sie etwas aus der Fassung. Zudem begannen sich die selbstständigen Aeußerungen Mariens in ebenso überraschender als bedenklicher Weise zu häufen.

„Wir können das getrost der Zukunft überlassen“, sagte sie ruhig und vergrub sich alsbald in die Kissen ihres Bettes, um die ganze Nacht von dem Kapellmeister Bartholomäus Gigengaugl und dem Zusammenstoß der Eisenbahnzüge, den er ihnen auf dem Klavier vorgespielt hatte, in der beunruhigendsten Weise zu träumen.

IV.

So verging einige Zeit. Kapellmeister Gigengaugl übte mit einem Orchester, dessen Mitglieder er sich selbst ausgesucht hatte, seine Eisenbahnsymphonie ein, denn nichts Geringeres als diese wollte er dem musikalischen Publikum der Universitätsstadt vorführen; er hielt Tag und Nacht die anstrengendsten Proben, die armen Flötisten bliesen sich die Lungen, die armen Geiger reckten sich die Arme aus, aber all ihr Klagen war umsonst, der kleine Kapellmeister war unermüdlich, unermüdlich im Taktstockschwingen, unermüdlich im Fehlerfinden, unermüdlich im Wiederholenlassen, unermüdlich im Redenhalten — was Wunder, daß die ganze Stadt bald nur noch vom Kapellmeister Gigengaugl und seiner Eisenbahnsymphonie sprach, deren bevorstehende Aufführung der Dichtercomponist selbst als ein epochemachendes Ereigniß

in der Geschichte Deutschlands bezeichnet hatte. Frau Bardeles sprach natürlich jetzt erst recht von nichts Anderem mehr als von Musik, sie vermochte den Tag des Concertes kaum mehr zu erwarten, zumal das Auftreten Mariens in demselben nun unabänderlich bestimmt war, und zwang ihre Tochter, den ganzen Tag am Flügel zuzubringen. Da sie nicht undeutlich zu verstehen gegeben hatte, daß sie in dieser Zeit nur ungern Besuche empfange, so sah auch der junge Wohlmuth Marie nur äußerst selten, und Kathinka, die die Gelegenheit, Gustav, so oft sie wollte, in ihre Nähe zu ziehen, nicht unbenutzt ließ, hätte somit heiter und glücklich sein können, wenn sie nicht durch das eigenthümliche Benehmen ihres Vaters in steter Angst gehalten worden wäre. Der alte Hollbein war wie ein schwarzes Gewitter, das hinter dem Walde aufsteigt und sich jeden Augenblick zu entladen droht. Er sah immer finsterer drein, wenn von der Familie Wohlmuth gesprochen wurde; er ward immer einsilbiger, wenn er dem jungen Wohlmuth oder dessen Vater begegnete; zuletzt wich er beiden aus, wo er nur konnte, und Kathinka, die sich die Gründe dieses auffallenden Benehmens nur zu sehr zu deuten wußte, verging in Sorge.

Endlich mußte sich auch der alte Wohlmuth an

diesem seltsamen Gebaren des Kaufmanns Hollbein stoßen. Er sprach mit seinem Sohne darüber und befragte diesen um den möglichen Grund einer so deutlich ausgesprochenen Gesinnungsänderung. Gustav vermochte sich unmöglich auf eine Auskunft zu besinnen; aber als er sich erstaunt darüber aussprach, wie eine Grille des alten Hollbein seinen Vater in so offenkundige Aufregung zu bringen vermöge, begann ihm dieser auseinanderzusetzen, wie nothwendig ein fortdauerndes gutes Einvernehmen zwischen den beiden Familien sei und wie eine Verbindung zwischen Gustav und Kathinka höchst wünschenswerth erscheine.

Gustav war von dem eben Gehörten nicht gerade überrascht; wenn sich sein Vater über diesen Punkt auch noch nie so offen ausgesprochen hatte, so war er doch über dessen Absichten nie im Unklaren gewesen.

„Du wirst mit meinem Plane einverstanden sein?" fragte der alte Wohlmuth nun und sah seinem Sohne gespannt ins Auge. „Kathinka liebt Dich."

„Ich glaube das", versetzte Gustav langsam, „aber trotzdem —"

„Wie, Du könntest zögern, wo Tausende ohne Besinnen zugreifen würden?"

„Vielleicht könnte ich das."

„Gustav! Gustav!" rief der alte Wohlmuth er=

schrocken, „überlege, was Du sagst. Uebrigens", fuhr er heftig heraus, „Du mußt Kathinka heirathen."

„Ich muß? Wer könnte mich zwingen? Hat doch nicht einmal Kathinka irgend ein Wort von mir gehört, das nur den Schein irgend einer Verpflichtung auf mich werfen würde."

„Aber spricht man nicht schon in der ganzen Stadt von Dir und Kathinka als von Verlobten und nennt man Euch nicht längst schon Brautleute?"

„Laß die Spießbürger reden!"

„Dann sage mir", rief der alte Wohlmuth mit einem Ton in der Stimme, so angstvoll, daß er selbst Gustav auffallen mußte, „liebst Du das Mädchen nicht?"

„Ich glaube nicht, daß ich sie so liebe, wie ich diejenige lieben muß, die ich einst zur Frau nehmen möchte. Ich liebe ihre Unterhaltung, ich bewundere ihren Geist, ich bestaune ihre Schönheit, und doch läßt ihre Erscheinung den Grund meines Herzens kalt. Es fehlt ihr jener weiche, milde, sympathische Zug, von dem wir Männer allein uns auf die Dauer fesseln lassen."

„Ich halte Kathinka für hochherzig."

„Ja. Aber sie will dennoch bedankt sein für die Gnade, daß sie sich lieben läßt. Daß sie geliebt wird,

hält sie für selbstverständlich. Warum dringst Du übrigens in solcher Weise in mich? Kathinka und ich sind nicht auf einander angewiesen, wir stehen uns selbstständig gegenüber, wir können also ruhig abwarten, ob sich unsere Herzen finden."

„Fast fürchte ich", sagte der alte Wohlmuth beklommen, „daß es dazu schon zu spät ist."

„Ich fürchte es auch", versetzte Gustav und brach mit diesen Worten ein Gespräch ab, das ihm unheimlich war. Die Erinnerung daran begleitete ihn dann auch quälend den ganzen Tag, und um sich zu zerstreuen, ging er abends Frau Bardeles und ihre Tochter zu besuchen. Er war Marien nun schon länger als eine Woche nicht begegnet und er freute sich darauf, ihr wieder in das Auge zu sehen, ihr wieder die Hand zu drücken. Marie kam ihm mit freudiger Lebhaftigkeit entgegen, ihr Blick hatte es ihm schon längst verrathen, wie willkommen immer sein Besuch war. Gustav fühlte jene süße Ungewißheit, in der man alles Kommende voraus hofft, voraus fühlt, voraus empfindet; es hatte sich seiner jener seltsame Reiz bemächtigt, den das ungefesselte Schaffen der Einbildungskraft ausübt und der in seiner Wirkung vielleicht noch lieblicher, noch beglückender ist als das Glück selbst.

Frau Bardeles saß am großen Tische, beim Scheine der Lampe mit irgend einer Näharbeit beschäftigt. Sie hatte die Brille aufgesetzt und hielt den Kopf gebeugt. Nur ungern und gezwungen gab sie sich einer solchen Beschäftigung hin; nachdem Euterpe ihr in ihrer Tochter die Schläfe berührt, entweihte sie nur widerwillig ihre Hände mit dem, was sie gemeine Frauenarbeit nannte.

Der Frau Bardeles gegenüber saßen halb im Dunkel auf dem Sopha Gustav und Marie, diese natürlich mit der Katze auf dem Schooße. Sie hörten kaum, was Frau Bardeles von der heute Nachmittag zum sechzehnten Mal stattgehabten Probe des Kapellmeisters Bartholomäus Gigengaugl erzählte. Durch jenen wunderbaren Zufall, der noch allen Verliebten günstig gewesen ist, hatten sich im Schutze des Schattens, den der breite Tisch zu ihnen herüberwarf, ihre Hände zusammengefunden und waren bemüht, sich nun so fest in einander zu verstricken, daß man ihnen die Absicht, sich nimmermehr zu trennen, deutlich anmerkte. Marie sah dabei nur immer zu ihrer Mutter hinüber, Gustav aber hing mit seinem Blicke an dem Auge des Mädchens, und da er seinen erst scheuen, dann stets kühner fragenden Druck der Hand immer erwidert fühlte, so wagte er zuletzt, leise

ein kühnes, kühnes Wort herauszustammeln: „Schatz!“

In Mariens Gesicht schlug die lichte Röthe, und vielleicht war es gut, daß Frau Bardeles in diesem Augenblick ihre Tochter aufforderte, die Partitur zur Eisenbahnsymphonie des Herrn Bartholomäus Gigengaugl, die sie diesen Morgen gekauft hatte, aus dem nächsten Zimmer zu holen.

Dem jungen Wohlmuth mochte das Zurückkommen Mariens zu lange währen; unter dem Vorwande, suchen zu helfen, ging er ihr nach und fand sie, die gefundene Partitur bereits in der Hand, in der Dunkelheit am Fenster stehen. Er eilte auf sie zu.

„Marie!“ rief er leise und das Mädchen drehte sich rasch um, ihm die Hand entgegenstreckend, als wenn sie auf sein Kommen gewartet hätte.

Da umschlang er ihre Gestalt und ein langer Kuß vereinigte die Liebenden.

„Meine Geliebte, meine Braut!“ flüsterte Gustav.

„Deine Braut“, antwortete Marie, und wie zur Bekräftigung reichte sie ihm wieder die schönen Lippen hin.

Stürmisch preßte Gustav die Gewonnene an das Herz, als die scharfe Stimme der Mutter Bardeles dazwischen tönte und die beiden Liebenden auseinanderriß.

„Habt Ihr endlich, was Ihr wollt?“ rief sie aus dem Nebenzimmer herein.

„Ja“, lachte Gustav übermüthig und eilte, nachdem er noch eine letzte Umarmung gewagt, mit der Partitur zu Frau Bardeles, Marie Zeit lassend, sich von ihrer Aufregung und Verwirrung zu erholen.

Als Gustav in später Nachtstunde nach Hause ging, fühlte er sich glücklich wie noch nie. Was er erfahren, was er gewonnen, war ihm wie ein holder Rausch zum Herzen und zum Kopfe gestiegen. Sein Schritt war so leicht, so elastisch, daß sein Fuß kaum die Erde zu berühren schien; das Glück, das er in sich trug, hob ihn vom Boden und dem Himmel entgegen, der so klar und sternenhell auf ihn niederleuchtete. Er hätte seine Arme ausbreiten und den Nächsten Besten, der verspätet aus der Kneipe an ihm vorüberkam, umarmen mögen. Das, sagte er sich, war die Liebe, die er so lange ersehnt, die er so lange begehrt hatte, das war die Liebe, die allein ihn für das Leben glücklich machen konnte.

Zu Hause angekommen, schrieb er, obgleich Mitternacht schon längst vorüber war, an Marie noch einen langen Brief. War ihm auch ohnedies die Gelegenheit willkommen, seine Brust von der süßen Last irgendwie zu befreien, so sah er zugleich voraus, daß

er am nächsten Tage, ja vielleicht überhaupt so bald nicht Marie allein sprechen und daß sich von selbst die Nothwendigkeit einstellen werde, mit einander brieflich zu verkehren. Denn, wie er der Geliebten schrieb, hielt er es bei der Lage der Dinge für das Beste, vor der Mutter zunächst ihre Liebe geheim zu halten. Marie, bat er, möge deshalb kein Mißtrauen in die Aufrichtigkeit seiner Neigung setzen, aber er glaube, daß Frau Bardeles jetzt, da das Concert bevorstehe, außer sich gerathen und vielleicht kurzweg ihre Einwilligung verweigern werde. Sei jener Abend vorüber, dann erst werde sich mit Mariens Mutter wieder ein vernünftiges Wort sprechen lassen, und dann erst möge der Schritt geschehen, von welchem sie beide das Heil ihrer Tage abhängig zu machen entschlossen seien.

Er hatte am nächsten Morgen den Brief noch einmal überlesen und in seiner Brieftasche zu sich gesteckt und war dann hinunter in das Bureau des Hotels gegangen, um seiner Gewohnheit gemäß die eingezeichneten Namen der neu angekommenen Fremden zu lesen. Sein Vater stand am Pulte, mit der Durchsicht von Rechnungen beschäftigt.

Da klopfte es und der Reitknecht des alten Hollbein trat ein, um im Auftrage seines Fräuleins Gustav zu einem Spazierritt einzuladen.

„Ich habe wahrhaftig keine Zeit", rief dieser und stampfte unwillig mit dem Fuß auf den Boden.

Der alte Wohlmuth rief seinem Sohne in französischer Sprache zu, wenigstens die Pflichten der Höflichkeit nicht zu vergessen.

Diese Erinnerung brachte Gustav zu sich und er wiederholte das, was er vorhin gesagt hatte, dem Reitknecht in etwas angemessenerer Form.

„Dann wird das Fräulein auch nicht ausreiten", versetzte dieser.

Und wieder fiel der alte Wohlmuth ein, der seinen Sohn bat, den Wunsch Kathinka's zu erfüllen. „Thu' es mir zu Liebe", fügte er bei.

„Gut", antwortete Gustav, „sagen Sie, ich werde mich umkleiden nnd satteln lassen. In einer halben Stunde werde ich die Ehre haben, dem Fräulein aufzuwarten."

Ziemlich mißgelaunt stieg er zu Pferde und nahm den Weg zum Hause Kathinka's.

Diese ritt eben, vom Reitknecht gefolgt, aus dem Thorwege und schon von weitem lächelte sie Gustav in ihrer bezaubernden Art entgegen.

Man berieth, welchen Weg man nehmen wolle, und Kathinka schlug die Straße nach Wolkenburg vor. Gustav hatte seine guten Gründe, einen Ritt durch den

auf der entgegengesetzten Seite der Stadt gelegenen englischen Park vorzuziehen.

„Fürchten Sie sich, der Familie Bardeles in meiner Begleitung Fensterparade zu machen?“ fragte Kathinka, die seine Gedanken errathen mochte, und ein leichter Spott lag um ihre Lippen.

„Wie meinen Sie das? Ich habe keine Ursache, der Familie Bardeles auszuweichen.“

Kathinka erklärte sich bereit, mit Gustav durch den englischen Park zu reiten.

Sie hatte bisher nur mit Mühe ihr schönes Pferd zu halten vermocht, das unruhig und ungeduldig sich auf dem Platze hin und her bewegt, den Kopf geworfen und mit dem Hufe gescharrt hatte. Kathinka aber hatte ihm freundlich zugesprochen, wobei sie mit ihrer kleinen Hand den Hals des Thieres streichelte oder mit der Gerte ihm wieder und wieder schmeichelnd über den Rücken des Halses fuhr.

Wie nun beide durch die Hauptstraße der Stadt so hinritten, war es begreiflich, daß die Leute stehen blieben und ihnen bewundernd nachschauten. Das knappe schwarze Kleid Kathinka's, das in langer Schleppe niederwallte, zeigte vollkommen die vornehme Gestalt, die schönen Formen der Reiterin, die mit so sicherer und geschickter Hand das lebhafte Pferd unter

sich lenkte. Ein schmaler weißer Spitzenkragen lief um den schimmernden Hals, und um den schwarzen Herrenhut, der so gut zu dem stolzen, bestimmten Ausdruck in ihrem Gesichte paßte, war ein langer blauseidener Schleier gewunden.

Wie sie sich so von allen Seiten bewundert sah, blickte sie triumphirend zu ihrem Begleiter hinüber, der im eleganten Reitcostüm ihr zur Seite ritt. Aber Gustav sah mürrisch drein, und er erinnerte sich an das gestrige Wort seines Vaters, daß Jedermann in der Stadt ihn und Kathinka als Verlobte bezeichne.

In diesem Augenblick blitzte das Auge Kathinka's seltsam auf, und unwillkürlich, wie infolge einer innern Bewegung, riß sie den Zügel ihres Pferdes so heftig zurück, daß dieses leicht in die Höhe stieg.

„Sehen Sie, Gustav", rief sie, „nun müssen Sie doch Parade machen. Dort kommt die Katzenmarie."

Der junge Wohlmuth folgte der angedeuteten Richtung, und wirklich, eben kam ihnen aus einer Seitenstraße Marie Bardeles entgegen.

Gustav erschrak bis in das Innerste seiner Seele; aber kaum gedacht, war die Begegnung schon vorüber. Marie hatte ihren Blick starr auf Gustav gerichtet gehalten und seinen Gruß mit einem unmerklichen Kopfnicken erwidert.

„Wie stolz das Fräulein ist!“ spottete Kathinka. „Und wie bleich sie aussieht! Lieber Gustav, ich warne Sie, machen Sie mir die Katzenmarie nicht unglücklich!“

Gustav antwortete nicht, aber er gab seinem Pferde die Sporen, daß es wüthend ausgriff, und ein finsterer Blitz schoß aus seinem Auge. Es regte sich in seinem Herzen etwas wie Haß gegen seine Begleiterin.

Diese schien nichts davon zu merken.

Im Nu war sie wieder an der Seite Gustav's und flog mit diesem hin, daß die Erde von den Hufschlägen der galoppirenden Pferde dröhnte. Ihre Wange glühte und ihr Auge leuchtete.

„So gefallen Sie mir, Gustav“, rief sie und strich sich die flatternden Locken zurück; „jetzt sind Sie doch wieder ein Mann; vorher hätte ich Sie wahrhaftig ebenso gut für Herrn Constantin Maibus aus Bremen halten können.“

Im Laufe des Tages öffnete Gustav nochmals den für Marie bestimmten Brief und fügte einige Zeilen bei, welche die Begegnung vom Morgen erläutern und entschuldigen sollten. Wie aber erstaunte er, als ihm Marie abends so heiter und unbefangen wie immer entgegentrat. Kein Zug in ihrem Antlitz verrieth einen Groll oder Kummer und sie begrüßte ihn, als

wenn nicht das Geringste vorgefallen wäre. Später fand sie Gelegenheit, den ihr heimlich zugesteckten Brief ebenso heimlich zu lesen. Lächelnd trat sie wieder in das Zimmer, das ihre Mutter eben für einen Augenblick verlassen hatte.

„Wie kannst Du Dich so in mir täuschen, Gustav!“ sagte sie, indem sie ihre Rechte auf seine Schulter legte. „Du sagtest mir gestern, daß Du mich liebst, und heute schon sollte ich daran zweifeln? Würde ich Dich lieben können, wenn ich Dich nicht für so edel hielt, daß ich Dir keine Täuschung zutrauen darf? Erhöhtest Du mir nicht gestern meinen eigenen Werth, indem Du mir Deine Liebe schenktest? Und heute schon wieder soll ich jenen sinken lassen und diese verloren geben?“

Die Liebe Mariens übte auf Gustav einen unendlich wohlthuenden Zauber. Mit ihrem stillen Walten, durch das nur dann und wann ein blitzender Strahl neckischer Heiterkeit flog, mit ihrer träumerischen Liebe zur Musik, mit ihren großen dunklen Augen und ihren bleichen feinen Wangen glich Marie jener weißen, verschlossenen Blütenknospe auf dem mondlichtbeglänzten, ruhig flutenden See. Was sie von stiller, treuer Liebe in glücklichen, unbewachten Augenblicken zu Gustav sprach, klang diesem weich und bestrickend, zauberisch

und melodisch ins Ohr, nnd der Zauber ihrer Worte war um so größer, als sie noch immer mehr ahnen ließen, als sie wirklich sagten. Gustav fühlte sich wie umgewandelt; er, der sonst ruhelos und unstät durch das Leben hingestürmt war, mit keinem Genusse zufrieden, immer neuen fordernd, saß nun schweigend und liebend stundenlang zur Seite Mariens, und ein Schauer ergriff ihn schon, wenn er nur ihre Hand fassen, wenn er diese nur drücken durfte. Bemerkte Frau Bardeles nichts davon, sie, die kluge Frau Bardeles aus Hannover? Nein, denn sie dachte an nichts Anderes und sprach von nichts Anderem als von Herrn Kapellmeister Bartholomäus Gigengaugl und seiner Eisenbahnsymphonie.

In diesen Tagen des Glückes ward der junge Wohlmuth eines Tages zu seinem Vater gerufen.

Er fand diesen in großer Aufregung, bleich und verstört, wie wenn etwas sehr Schlimmes geschehen wäre.

„Was ist Dir begegnet, Vater?“ rief Gustav erschrocken bei diesem Anblick.

Der alte Wohlmuth schwieg, er athmete nur tief auf und es war, als wenn er die ersten Worte nicht finden könnte für das, was er sagen müßte.

„Sprich, sprich, Vater“, rief Gustav angstvoll,

„was ist geschehen? Ist Dir ein Unglück widerfahren?"

„Ja", sagte der alte Wohlmuth leise, als wenn er sich vor dem Klang der eigenen Stimme fürchtete, „es wird wohl ein Unglück sein."

„Dann sprich nur, sage mir's, Du quälst mich zu Tode mit Deinem Schweigen."

„Ich muß zuerst", begann der Alte, indem er ermattet sich auf einen Stuhl niederließ, „auf das zurückkommen, was wir neulich schon mit einander besprochen haben; erlaube mir darum eine Frage: wie stehst Du mit Kathinka Hollbein?"

„Aber, Vater", rief Gustav unwillig, „ich habe Dir neulich schon gesagt, daß ich eigentlich in gar keiner Beziehung zu ihr stehe und daß von einer Verbindung zwischen uns beiden nicht die Rede ist. Wie kommst Du jetzt, wie kommst Du in diesem Augenblick darauf?"

Der alte Wohlmuth schien die Frage nicht gehört zu haben, er blickte auf den Boden vor sich hin und wiederholte dumpf: „Von einer Verbindung nicht die Rede." Dann hob er energisch den Kopf und rief wie befehlend: „Du mußt Kathinka heirathen."

„Nein", antwortete Gustav aufspringend, „keine Macht darf und wird mich dazu zwingen."

„So höre“, begann der alte Wohlmuth mit langsamer Betonung, indem er seinem Sohne scharf ins Auge sah und ihn vorn beim Rocke faßte. „Wenn Du Kathinka Hollbein nicht zur Frau nimmst, so sind wir alle, Du und ich und Deine Mutter, so sind wir alle Bettler.“

Das letzte Wort hatte er fast hinausgeschrieen und dabei den Rock seines Sohnes heftig losgelassen.

„Um Gotteswillen“, rief dieser, „Du sagst da etwas Schreckliches!“

„Nur die Wahrheit! Wenn Du Kathinka nicht gewinnst, haben wir Alles verloren, sind wir Bettler.“

Gustav sank wie vom Blitze getroffen in die Ecke des Sophas und vergrub sein Antlitz in beide Hände, sein Vater schritt schweigend und die Hände auf dem Rücken gekreuzt durch das Zimmer; ihm schien wohler zu sein, nachdem er das Schrecklichste gesagt hatte.

Nach einer Weile erhob sich Gustav wieder und unterbrach die fürchterliche Stille, indem er mit tonloser Stimme fragte:

„Wie ist das Alles gekommen?“

Sein Vater zuckte die Achseln.

„Du weißt“, sagte er, „daß auch ich mich von der Bauwuth nicht frei halten konnte, welche in den letzten Jahren unsere Stadt wie ein Fieber ergriffen

hat. Ich baute nicht selbst, aber ich speculirte, indem ich Andern für ihre Bauten Kapitalien vorstreckte oder für sie gut stand. Du weißt auch, wie viele Opfer diese unselige Bauspeculation gefordert hat. Ich selbst sah mich bald gezwungen, Kapitalien aufzunehmen, mußte die Gefälligkeit Anderer in Anspruch nehmen, indem ich mir von ihnen Wechsel acceptiren ließ; ich selbst half mir nur über die Mißlichkeit so mancher Situation hinweg, indem ich hier neu aufnahm, um dort zahlen zu können, und indem ich vor allem bemüht war, nie das geringste Mißtrauen gegen mich aufkommen zu lassen."

„Nun versteh' ich Deine Rede an jenem Abend!" rief Gustav schmerzlich.

„Mißtrauen in den Credit eines Geschäftsmannes", fuhr der alte Wohlmuth fort, „ist wie der Brand, der sich erst nur an einem kleinen Punkte des Gliedes zeigt und zuletzt den ganzen Körper ergreift. So wußte ich, ohne daß irgend Jemand eine Ahnung haben durfte, immer noch zu laviren, aber nun —"

„Nun?"

„Hier lies."

Mit diesen Worten reichte der alte Wohlmuth seinem Sohne einen Brief; es war die Kündigung des Kaufmanns Hollbein.

„Du kannst die Summe nicht auftreiben?“ fragte Gustav, nachdem er den Brief gelesen, seinen Vater.

„Unmöglich.“

„Wie kommt Hollbein dazu, Dir eine solche Verlegenheit zu bereiten?“

„Er muß Mißtrauen geschöpft haben, er ist der Schlaueste von allen.“

„Wenn Du ihm Vorstellungen machtest!“

„Er würde taub sein. Noch mehr; wenn ich selbst das Geld ihm heute baar auf den Tisch legen würde, er würde nirgends ein Hehl daraus machen, daß er mir das Kapital gekündigt habe, und dadurch allein, ohne daß er noch ein Wort der Verdächtigung beizusetzen brauchte, würde er mich ruiniren. O, ich habe dergleichen längst geahnt, ich habe nicht umsonst sein zurückhaltendes Benehmen auffallend und bedenklich gefunden.“

„Das ist entsetzlich, Vater!“ rief Gustav, die Hände ringend. „Wir stürzen in einen Abgrund —“

„Der sich über uns schließen wird.“

„Nein, nein, ich gebe die Hoffnung nicht auf.“

„Gib sie auf, wenn Du nicht den Muth hast, das letzte Mittel zu ergreifen.“

„Und das ist?“

„Ich sagte es Dir bereits.“

„Du kannst Alles von mir fordern, nur das Eine nicht.“

„Es ist das Einzige, was uns retten kann.“

„Willst Du mich verkaufen, Vater?“ fragte Gustav mit schrecklicher Stimme. „Willst Du meinen Leib, willst Du meine Seele um Geld hingeben? Soll ich um Geld ein ganzes verpfuschtes Leben hinschleppen, an die Seite eines Mädchens gekettet, das ich nicht liebe? Du schiebst mir ein entsetzliches Loos zu!“

„Ja“, stöhnte der alte Wohlmuth, „aber nicht minder entsetzlich ist es, von den Höhen des Reichthums zu gleiten und in die sumpfigen Tiefen des Elends zu versinken.“

„Müssen wir das?“ rief Gustav lebhaft. „Kann ich nicht arbeiten? Habe ich nicht Mancherlei gelernt, das mir nun Brod verdienen kann? Ja, würden wir, was Gott verhüten möge, wirklich Alles und Alles verlieren, was hält uns dann, arm und entblößt, noch länger hier? Die Freundschaft der Menschen wahrscheinlich nicht mehr.“

„Sicher nicht“, sagte der alte Wohlmuth bitter.

„Gut. Wir ziehen alsdann fort von hier, wir ziehen in eine andere Universitätsstadt, wo man uns nicht kennt, ich gebe Unterricht, vollende meine Studien, und bei einiger Gunst des Schicksals, die wir durch

zähe Ausdauer uns wieder herbeizwingen, wird meine Anstellung gleichfalls nicht lange ausbleiben. Sind wir dann nicht geborgen? Nein, nein, und wenn das Schlimmste uns überfallen sollte, wir dürfen uns so nicht aufgeben, wie Du es thust."

„Du stellst Dir das leichter vor", sagte sein Vater düster, „und hast ein Recht dazu, da Dir Deine Jugend die Kraft gibt, bevor Du den Verlust nur noch recht empfunden hast, schon wieder auf dessen Ersatz und auf den Rückgewinn des Verlorenen zu denken. Anders ist es mit mir, ich bin alt. Wenn ich heute verliere, wage ich nichts mehr, neu zu gewinnen. Und dann, denke an Deine Mutter! O wie schmerzlich müßte es für dies treue, brave Weib sein, das sich alle Tage seines Lebens in unermüdeter Pflichterfüllung gemüht hat, nun Alles, Alles wieder hinrinnen und verschwinden zu sehen! Wenn ich mir vorstelle, daß eine Stunde an sie herantreten könnte, in der sie darben, in der sie entbehren müßte, sie, die jetzt noch so ahnungslos — nein, Gustav, wenn Dir ein Herz in der Brust schlägt, wenn Dich ein Gefühl der Dankbarkeit gegen die durchzuckt, welche Dich unter ihrem Herzen getragen, welche sich abgesorgt und abgehärmt hat für die Zeit ihres Lebens, dann kannst Du nimmermehr überlegen wollen, dann darfst Du nicht einmal mehr schwankend sein."

Damit faßte der alte Wohlmuth krampfhaft die beiden Hände seines Sohnes und blickte ihm im Zustand der höchsten Aufregung ins Auge. Gustav suchte sich loszumachen und seinem angstvollen Blicke auszuweichen. Ein unendliches Erbarmen ergriff ihn für den alten bittenden Mann, für ihn, der noch nie in seinem Leben etwas umsonst erbeten hatte und sich nun vor dem eigenen Kinde in jammerreichem Flehen wand.

„Vater", sagte er darum ausweichend, „weißt Du denn auch, ob mir der Kaufmann Hollbein nur die Hand seiner Tochter geben wird? Jetzt, da er, wie Du selbst glaubst, Mißtrauen in Deine Vermögensverhältnisse setzt, wird er mir die Thür weisen, er wird —"

„Sei unbesorgt", fiel der alte Wohlmuth ein. „Dir, ja Dir wird er die Einwilligung bestimmt versagen, aber so fest, so hartgegossen er ist, mehr als wir alle vermag seine Tochter über ihn. Sie liebt Dich, sie ist leidenschaftlich, sie hat denselben Starrsinn wie ihr Vater. Erkläre Dich dem Mädchen, und dann mag Hollbein zehnmal mit dem Fuß stampfen, er mag ihr zehnmal mit Enterbung drohen, immer wieder wird sie Dich von ihm fordern und der Alte wird endlich nachgeben."

Gustav ging unruhig durch das Zimmer; er schwieg, der Kopf schwindelte ihm und die Gedanken drohten ihm zu vergehen.

„Vater", sagte er nach einer Weile, „daß Du mir ein Opfer zumuthest, wie Du es gethan, finde ich unter den schrecklichen Schlägen, die uns bevorstehen, entschuldbar. Ich kann ja glauben, daß ich das Opfer nicht mir, nicht Dir, sondern daß ich es der Mutter bringen soll. Aber kannst Du verlangen, daß ich nicht nur an mir, an meinem Herzen, sondern daß ich auch an einem Mädchen, das schuldlos und ahnungslos mir gegenübersteht, zum Betrüger werde? Kannst Du das als Ehrenmann, als redlicher Mann verlangen? Kannst Du mir zumuthen, daß ich zu Kathinka von einer Liebe spreche, die ich nicht empfinde, daß ich ihr eine Leidenschaft vorheuchle, die mich nicht erfüllt, daß ich an ihr und ihrem Glücke zum Lügner werde, um ihr Geld zu erschleichen, um ihr Vermögen zu stehlen? Kannst Du, darfst Du mir das zumuthen?"

„Du täuschest Dich selbst in Dir!" rief der alte Wohlmuth in Fieberangst. „Jedermann schwört darauf, daß Du Kathinka liebst, und Jedermann hat Recht, der sah, wie Du Dich um das Mädchen beworben. Nur Du selbst willst es Dir nicht eingestehen, Du scheust Dich, das letzte Wort zu sprechen, weil Du die

Freiheit liebst; Du scheust Dich, um ihre Hand anzuhalten, weil Du von diesem Augenblicke an gebunden sein würdest, Du fliehst die Stunde, Du schiebst die Stunde hinaus, die das Alles bringen könnte, und doch wird sie kommen und Du wirst glücklich sein. Warum also einer Macht zu entrinnen suchen, der Du auf die Dauer doch unterliegen wirst? Warum nicht heute schon —"

„Du irrst, Vater", unterbrach Gustav die hastige Rede des armen Mannes, „Du irrst, und ich begreife nun, daß in dieser Stunde Alles zwischen uns klar werden muß. Ich liebe Kathinka wirklich nicht, ich liebe aber auch meine Freiheit nicht so sehr, daß ich sie einer wahren Leidenschaft, die mich ganz und gar durchlodert, nicht hingeben würde. Ich habe dies schon gethan, ich bin nicht mehr frei, ich liebe Marie Bardeles."

„Um Gotteswillen!" stöhnte der alte Wohlmuth, auf den Gustav's Mittheilung einen entsetzlichen Eindruck hervorbrachte. „Nun ist Alles aus!"

Der alte Wohlmuth sah starr vor sich hin, als wenn er das eben Gehörte doch noch nicht zu fassen vermöchte, dann fragte er mit dumpfer Stimme:

„Weiß sie davon?"

„Sie hat mein Wort“, versetzte Gustav fest, „wir haben uns verlobt.“

Es ist schwer zu schildern, wie der alte Wohlmuth unter der Wucht dieser unerwarteten Nachricht zusammenbrach. Vergeblich versuchte Gustav den sich der unbegrenzten Verzweiflung hingebenden Mann zu beruhigen; und nur um diesem Hülfe zu spenden, soweit es sich wirklich mit seiner Ehre und seinem Charakter vertrug, versprach er wenigstens Kathinka's Fürbitte bei ihrem Vater zu gewinnen, daß dieser die Kündigung zurückziehe und über den ganzen Vorfall Schweigen beobachte.

Da die Sache keinen Aufschub zu vertragen schien, ging Gustav noch am nämlichen Tage, Kathinka aufzusuchen. Sie empfing ihn in ihrer gewohnten liebenswürdigen Weise, nicht ohne sein Aussehen bleich und angegriffen zu finden. Die Lage Gustav's war peinlich; sein Stolz sträubte sich dagegen, an das Mädchen eine Bitte zu richten, wie die war, zu welcher ihn die drohenden Verhältnisse zwangen; doch beruhigte es ihn einigermaßen, wenigstens sein Herz Kathinka gegenüber frei und sich davor geschützt zu wissen, daß als Preis für die Gewährung jener Bitte auf der einen oder der andern Seite die Liebe in die Wagschale geworfen werden dürfte.

Er hatte kaum Platz genommen, als er Kathinka von dem eigentlichen Zweck seines Besuchs unterrichtete. Er hielt es, wie die Dinge einmal standen, für das Passendste, ohne Umschweife auf das Ziel loszugehen.

Kathinka erbleichte. Ihr Vater hatte ihr kein Wort davon gesagt, daß er das, was er so lange im Sinne getragen, nun wirklich ausgeführt habe.

„Also doch!" rief sie zum Tode erschrocken und mit schmerzlicher Stimme aus.

„Sie haben davon gewußt?" fragte Gustav erstaunt und seltsam ergriffen von der tiefen, die höchste Theilnahme bekundenden Bewegung des Mädchens.

„Mein Vater", antwortete Kathinka ausweichend, „ließ einmal eine Andeutung fallen, ich glaubte aber nicht, daß sie im Ernste gesprochen gewesen sei."

„In bitterem Ernste", fiel Gustav ein; „wenigstens läßt mich die Stimmung meines Vaters das Schlimmste befürchten."

„Ihr Vater", fragte Kathinka, „ist durch die Kündigung wirklich in Verlegenheit gebracht?"

„Da ich gekommen bin", antwortete Gustav, „Ihre Hülfe anzugehen, darf ich Ihnen auch kein Hehl aus dem Stande der Dinge machen. Ich selbst habe mich, wie Sie wissen, nie um das Geschäft gekümmert

und muß mich darum vollkommen auf die Ansichten meines Vaters verlassen; der aber gibt, wenn die Kündigung nicht zurückgezogen wird, Alles verloren."

Kathinka sprang von ihrem Sitze auf. Sie hatte bisher, hingerissen von dem lebendigstem Gefühl der Theilnahme, Gustav's Arm mit ihren beiden Händen umklammert gehalten, nun schritt sie den Kopf gesenkt und in großer Erregung im Zimmer auf und ab.

„Hier muß geholfen werden! Hier muß etwas geschehen!" rief sie, indem sie sich die braunen Locken aus dem Gesicht zurückstrich.

Dann blieb sie vor Gustav stehen.

„Das Beste wird wohl sein, wenn ich selbst mit meinem Vater spreche", sagte sie. „Ihre eigene Bitte bei ihm würde nur wenig ausrichten."

„Das fürchte ich auch", fiel Gustav ein. „Noch mehr; wie ich den geschäftlichen Charakter Ihres Vaters kenne, müßte ich im Gegentheile besorgt sein, durch mein Bitten um Zurückziehen der Kündigung erst recht seinen Starrsinn und seine Hartnäckigkeit wach zu rufen, und darin allein kann auch eine Entschuldigung für mich liegen, wenn ich mich an Sie, ein Mädchen, dem alle diese Dinge so fern liegen, in einer so peinvollen und für uns alle so unerquicklichen Angelegenheit wende."

„Wie danke ich Ihnen, daß Sie dies gethan haben!“ rief Kathinka lebhaft. „Ich sehe“, setzte sie mit leichtem und doch erzwungenem Scherze bei, „daß Ihr Vertrauen zu mir doch immer noch um ein Kleines größer ist, als ich in den letzten Wochen glauben durfte. Dafür sollen Sie nun auch belohnt werden. Hören Sie! Ich werde mit meinem Vater Rücksprache nehmen; wann das geschieht, vermag ich Ihnen nicht zu sagen, ich muß jedenfalls eine gute Stimmung bei ihm abwarten, vielleicht auch muß ich zwei- oder dreimal Sturm laufen und meinen Versuch erneuern, immerhin, bis übermorgen früh muß Alles entschieden sein und, wie ich hoffe, nach unser beider bestem Wunsche und Willen. Ich werde Ihnen alsdann brieflich Nachricht geben; Ihr Kommen würde meinem Vater, Sie kennen ihn ja, unter allen Umständen unerfreulich sein. Also Geduld und Hoffnung bis übermorgen, mein Lieber, und dann ein fröhliches, heiteres Wiedersehen.“

Kathinka hatte die letzten Worte so zuversichtlich gesprochen, daß auch Gustav wieder einige Hoffnung zu schöpfen begann; mit warmen Worten des Dankes nahm er von dem schönen Mädchen Abschied, er erwiderte den Trost zusprechenden Druck ihrer kleinen Hand, und ihr feuchter Blick verrieth ihm, wie sehr

er auf ihre thätigste Mithülfe und Unterstützung rechnen dürfe.

Als er sich entfernt hatte, sank Kathinka in den nächsten Divan. Es war offenbar, daß sie sich in Gustav's Gegenwart Gewalt angethan und daß ihr Hoffen ein geringeres war, als sie vorgegeben hatte. Lange sann sie nach, das Haupt kummervoll in die Fläche der Hand gestützt, ja sie fürchtete sich vor der Begegnung mit ihrem Vater, dessen Jähzorn, dessen starren Sinn sie zur Genüge kannte. Aber sie mußte den Kampf mit ihm aufnehmen, sie mußte den Kampf gewinnen, und der Preis, um den sie ihn wagte, war Gustav.

Unterdessen war die Mittagszeit herangekommen, und Kathinka, die auf jede Laune ihres Vaters ängstlich genug zu merken hatte, sah zu ihrer Freude, daß derselbe heiter und zufrieden gestimmt war, ein Fall, der nur allzu selten bei ihm eintrat. Nach dem Essen pflegte der alte Herr in seinem Zimmer ein Schläfchen zu machen, und dann liebte er es, wenn seine Tochter ihm selbst den Kaffee brachte und mit ihm die gewohnte Tasse nahm. Kathinka hütete sich, dies heute außer Acht zu lassen, sie handelte gern rasch und entschlossen, und darum hatte sie sich schon diese Stunde zu der verhängnißvollen Unterredung ausersehen.

Sie schloß, als sie in das Kabinet zu ihrem Vater trat, sorgfältig die Thür hinter sich; denn in dem daranstoßenden Speisezimmer war noch der Diener mit dem Abräumen von Geschirr beschäftigt. Dieser ging in der gewohnten trägen Weise seiner Pflichterfüllung nach, bald summend, bald halblaut pfeifend, bald gedankenlos dazwischen durchs Fenster auf die Straße sehend, und hatte eben den Besen herbeigeholt, den Boden des Salons zu reinigen, als er plötzlich wie angewurzelt stehen blieb und den Kopf mit überraschter Miene hob.

Im Kabinet nebenan, wo sich Vater und Tochter befanden, wurde ein heftiger Wortwechsel geführt, erst mit unterdrückter Stimme, dann immer lauter und lebhafter. Der alte Hollbein schien außer sich zu sein, zu zanken und zu schelten, die Tochter schien zu bitten und ihn mit flehender Stimme beruhigen zu wollen. Plötzlich war es, als ob Kathinka zu weinen anfange; sachte schlich sich der ehrenwerthe Diener des Hauses an die Thür, seiner stets wachsenden Neugier mit entsprechenden Mitteln zu Hülfe zu kommen, da flog jene auf und der alte Hollbein erschien unter derselben, mit zorngeröthetem Gesicht, im Ueberrock, Hut und Stock in der Hand, zum Ausgehen bereit.

„Was will Er hier?“ donnerte er den erschrockenen

Bedienten an. „Was hat Er hier zu thun? Ich glaube, der unverschämte Mensch hat gelauscht? Er hat —"

„Ich habe", antwortete der Gefragte, der sich staunenswerth zu fassen verstand, „eben hier gekehrt und —"

„Er hat hier gekehrt?" brauste der Kaufherr wieder auf. „Gut, noch in dieser Stunde packt Er sich aus meinem Hause! Ich liebe die Diener nicht, welche gerade dann vor der Thür kehren, wenn ich hinter derselben mit meiner Tochter zu verhandeln habe. Lass' Er sich auf dem Comptoir den Lohn für den laufenden Monat auszahlen, und dann marsch, fort!"

Der Diener, wohl wissend, daß hier kein Wort zurückgenommen werde, trollte sich brummend aus dem Zimmer.

Als er sich entfernt, wandte sich der alte Hollbein noch einmal zu seiner Tochter zurück, die weinend im Kabinet zurückgeblieben war.

„Es bleibt bei dem", rief er mit bebender Stimme, „was ich Dir gesagt habe. Kein Jota wird daran gestrichen. Pfui über die Männer, welche sich hinter die Schürzen stecken, um ihrer Zahlungspflicht nicht nachkommen zu müssen. Sprich mir kein Wort mehr von ihnen! Hörst Du? Keine Silbe! Und damit Alles mit einem Male erledigt sei, Du heirathest Con-

stantin Maibus. Es ist die höchste Zeit, daß die Sache ins Klare kommt. Gustav Wohlmuth ist ein Bettler, ein Bettler wie sein Vater! Das Haus Hollbein aber sucht seine Schwiegersöhne nicht unter solchen Leuten. Wer einmal Bankrott macht, kann es auch zum zweiten Mal thun. Adieu!"

Mit diesen Worten verließ er dröhnenden Schrittes den Salon und ließ seine Tochter verzweifelnd und unter Thränen allein. Sie hatte Grund zum Verzweifeln; denn gleich dem Diener, dem vorhin die Thür gewiesen worden war, wußte auch sie, daß ihr Vater wirklich kein gesprochenes Wort zurücknahm. Die Kündigung blieb unwiderruflich in Kraft. Was dann? Dann verloren die Wohlmuths ihr Hotel, ihr Vermögen, Alles; sie waren arm, weniger noch als das, sie hatten gar nichts mehr, was sie ihr Eigenthum nennen konnten. Und dann? Sollte sie Gustav fahren lassen? Sollte sie ihn halten, ihn, den sie liebte und doch noch nicht besaß, ihn, von dem sie wußte, daß er gerade dann erst, wenn all das Ungeheure geschah, sie, die reiche, schöne Tochter des Kaufmanns Hollbein fliehen und erst recht verschmähen werde? Durfte sie wagen, um seinetwillen zwischen sich und ihrem Vater einen Zwiespalt heraufzurufen, der nicht abzusehen war, eine Kluft zu öffnen, die vielleicht

nicht mehr zu schließen war? Dem jähen, unbeugsamen Sinne ihres Vaters war in einer aufgeregten Stunde Alles zuzutrauen. Bevor er wich und nachgab, hätte er lieber sich und Alles, was er geschaffen, vernichtet. Die Liebe zu seiner Tochter war groß, aber die Leidenschaft seines Jähzorns, einmal entfesselt, noch größer. Sollte Kathinka diesem Blitze, von dem man nicht wußte, wie und wohin er fallen werde, entgegenzutreten wagen? Und das Alles, ohne, wie sie sich in diesem entscheidenden Momente erst recht bewußt wurde, der Liebe desjenigen, den sie liebte, nur noch sicher zu sein? Tief aufseufzend erhob sie sich und schwankte in ihr Zimmer hinüber, das auf einem andern Flügel des Gebäudes lag.

Schon nach wenigen Stunden kehrte der alte Hollbein von dem Spaziergange zurück, den er nur unternommen hatte, um seiner Aufregung Herr zu werden. Nun war er ruhiger geworden, und nach Hause zurückgekehrt, trieb es ihn, sich nach seiner Tochter umzusehen.

Er fand sie im Hintergrunde ihres schon halbdunkeln Zimmers allein, ihren Gedanken nachhängend. Er sprach ihr freundlich zu, und es schien ihm, als wenn Kathinka seinen Worten leichter und williger Gehör schenke wie sonst. Sie widersprach wenigstens

nicht. Er küßte sie auf die Stirn und nannte sie sein gutes, liebes, geliebtes Kind. Dessen, was heute Mittag gesprochen worden war, erwähnte er nicht. Als er ging, sagte er:

„Noch etwas! Auf der Promenade ist mir vorhin Constantin Maibus begegnet. Ich habe ihn gebeten, uns heute Abend zu besuchen, und er sagte zu. Ich war vielleicht zu rasch. Ich will Dich nicht zwingen, ihn heute zu sehen, Du kannst Dich irgendwie entschuldigen lassen, Du bist müde, angegriffen, ich werde ihm das sagen."

„Warum dies?" sagte Kathinka ruhig. „Ich bin nicht müde, Herr Maibus mag immer kommen."

Und Constantin Maibus kam; er übte die vornehme Sitte großer Städte und ließ bis nach acht Uhr auf sich warten. Er erstaunte selbst, mit welcher Liebenswürdigkeit Kathinka ihm entgegenkam. Sie hatte ihr Zimmer bis zum Kommen des reichen Bremer Kaufmannssohnes nicht verlassen, nun erschien sie schön und strahlend wie der Morgen selbst. Jeder Kummer, jede Sorge war aus ihrem Antlitz verwischt und ihr Auge leuchtete in vollem Glanze, als sie dem blonden schmächtigen Herrchen, wie Gustav Herrn Maibus genannt hatte, die Hand reichte und mit dem verbindlichsten Lächeln ihr Bedauern aussprach, daß

er sich schon so lange Zeit nicht mehr habe sehen lassen. Maibus war glücklich; er zweifelte nicht mehr daran, daß er das höchste Ziel seiner Wünsche erreicht, rascher erreicht habe, als er nur hatte hoffen dürfen, und in der That mußte das den ganzen Abend fortgesetzte Streben des Mädchens, ihm zu gefallen und liebenswerth zu erscheinen, ihn in dieser Annahme bestärken.

Kathinka's Vater traute seinen Augen erst kaum; eine so rasche Umwandlung hatte selbst er seiner Tochter nicht zugetraut. Wie die Dinge aber standen, durfte er nur zufrieden damit sein, und da er ahnen konnte, einen wie schweren Kampf Kathinka hatte kämpfen müssen, um sich bis zu diesem Entschlusse durchzuringen, so dankte er dieser, als Maibus seinen Besuch geendet hatte, mit bewegter Stimme, daß sie sich als gehorsames Kind so rasch seinen Wünschen gefügt habe. Als Maibus gegangen war, hatte er um die Erlaubniß gebeten, seinen Besuch recht bald wiederholen zu dürfen.

„Gewiß", hatte Kathinka geantwortet, „kommen Sie recht bald, kommen Sie morgen wieder. Wir sind die langen Abende immer allein und es freut gewiß meinen Vater wie mich, wenn Sie uns dieselben wollen verkürzen helfen."

Und Constantin Maibus kam am nächsten Abende

wieder, diesmal etwas früher. Kathinka war unverändert gegen ihn, gewiß, ihr Entschluß war gefaßt. Und heute schon fand es Vater Hollbein an der Zeit, sich hinter einem Blatte der Kölnischen Zeitung zu verschanzen und so die beiden jungen Leute, die sich in eine Fensternische zurückgezogen hatten, sich selbst und ihrem Geplauder zu überlassen, das sich bald in heimliches Flüstern verlor, nur dann und wann von verstohlenem Lachen und Kichern unterbrochen. Da sie sich endlich erhoben, sagte Kathinka noch:

„Also, es bleibt dabei?“

„Sie haben mein Wort“, entgegnete der Gefragte und setzte dann scherzend bei: „Dafür erlauben Sie mir auch, von morgen an meinen Reitunterricht aufzugeben?“

„Nein, nein“, lachte Kathinka, „das ist eine Bedingung, die ich Ihnen nicht schenken kann.“

Hätte Gustav Wohlmuth ungesehener Zeuge dieser beiden Abende im Kreise der Familie Hollbein sein können, er hätte es wohl aufgegeben, noch ferner all sein Hoffen auf Kathinka zu stellen, und hätte nicht länger mit von Angst und Zweifel zerrissenem Herzen einer Nachricht von ihr entgegengeharrt.

Dennoch erhielt er am nächsten Morgen zur bestimmten Zeit folgende Zeilen:

„Lieber Freund! Erschrecken Sie nicht! Ich habe mit meinem Vater Rücksprache genommen, leider vergeblich. Daß ich alle meine Mittel zu überreden aufwandte, glauben Sie mir; aber selbst mein innigstes Bitten war umsonst. Ich sah vielmehr, daß meine Bemühungen Ihnen nur schaden könnten, und gab sie endlich schmerzlich auf. Wenn aber auch von dieser Seite nichts zu hoffen ist, so lassen Sie den Muth nicht sinken. Ich glaube mich auf eine andere Weise Ihnen nützlich erweisen und Ihnen Gelegenheit geben zu können, die drohende Gefahr zu beschwören. Wie, vermag ich Ihnen heute noch nicht zu sagen, aber glauben Sie mir, die Hülfe ist nahe. (Diese Worte waren zweimal unterstrichen.) Ich lade Sie nicht ein, mich in diesen Tagen zu besuchen, weil dadurch das Mißtrauen meines Vaters nur neue Nahrung erhalten würde. Doch wird auch diese Zeit vorübergehen und ich schließe mit dem Wunsche, den ich schon neulich aussprach: Auf ein fröhliches, heiteres Wiedersehen! Kathinka.

N. S. Verlieren Sie nur den Muth nicht!“

Gustav reichte den Brief, nachdem er ihn gelesen, schweigend seinem Vater.

„Ich habe das erwartet“, sagte dieser, da er noch kaum einen Blick darauf geworfen. Was Kathinka

sonst noch schreibt, ist Mädchengeschwätz. Frauen bauen stets in das Blaue und wissen selbst nicht, was sie sich dabei vorstellen sollen. Sie leben in Illusionen und nehmen schöne Einfälle und Möglichkeiten für Thatsachen. Daß sie sich Deinen Besuch verbittet, ist gleichfalls bezeichnend. Es muß ihr unangenehm sein in Dir den steten stummen Ankläger ihres Vaters vor sich zu sehen. Pfui der Welt!"

Erbittert warf der alte Wohlmuth den Brief hin.

„Was gedenkst Du nun zu thun?" fragte sein Sohn.

„Noch ist es meine Pflicht", antwortete der Gefragte, „keinen Gang zu scheuen, auf dem ich der Summe vielleicht doch noch habhaft werden kann."

„Die Mutter ahnt noch nichts?"

„Nein; es ist auch besser so. Ihr Klagen würde die Dinge nicht verbessern und uns nur noch das letzte bischen Muth rauben. Geht es schlimm, so erfährt sie Alles noch früh genug."

V.

Die nächsten Tage gingen für Gustav in gedrückter Stimmung hin; seine einzige Freude war, Marie zu sehen, deren Liebe zu ihm täglich in schönerer Blüte sich erschloß, und doch war ihm auch diese Freude schon verbittert durch die Ungewißheit der Zukunft, durch die Ahnung eines schweren Unglücks. Konnte er durch dieses nicht auch die Geliebte verlieren? Marie sah mit Bekümmerniß, daß ein Schatten auf der Seele des Geliebten lag; vergebens forschte sie mit zärtlicher Zudringlichkeit ihn aus. Wohl mußte er endlich gestehen, daß ihn etwas bedrücke, aber er bat, nicht weiter in ihn zu dringen; die kommende Zeit, sagte er, werde Alles enthüllen.

Endlich erschien auch der große Tag, an welchem das Concert des Kapellmeisters Bartholomäus

Gigengaugl vor sich gehen sollte. Von nah und fern waren die Musikenthusiasten herbeigereist und die ganze Stadt war in Bewegung ob des Wunders, das sich in ihren Mauern begeben sollte.

Frau Bardeles erlag fast ihrer fieberhaften Aufregung; aber sie war nicht ganz aufrichtig, wenn sie ihren nervösen Zustand lediglich auf die musikalische Entscheidung des Abends bezog. Ihre Aufregung hatte auch einen sehr materiellen Grund, den jedoch Marien mitzutheilen sie sich wohl hütete: der edle Kapellmeister Bartholomäus Gigengaugl war es gewesen, der, um den ganz enormen Kostenaufwand zu decken, welchen die zahl- und endlosen Proben, die ungewöhnlich vielen Mitglieder des Orchesters, die Vorstellung endlich selbst verursachten, sich gezwungen gesehen hatte, die freundliche Mithülfe der Frau Bardeles in Anspruch zu nehmen.

Frau Bardeles aus Hannover nun war, abgesehen von ihrer seltsamen Schwärmerei für Musik, eine seelensgute Frau. Aber in puncto Geld und Geldleihen verstand sie außerordentlich wenig Spaß, ja, sie nahm es einem ganz gewiß nicht übel, wenn man sie oder doch wenigstens ihre Geldcassette in dieser Beziehung als ein Buch mit sieben Siegeln betrachtete. Eben darum war ihr auch in ihrem langen Leben

noch gar nicht der Fall vorgekommen, daß sie je um ein Darlehen angegangen worden wäre. Es gibt Menschen, und zu diesen gehörte die gute Frau Bardeles aus Hannover, die bei aller sonstigen Seelenmilde, die sie in den Umgangsformen zeigen, im Geldpunkte eine derartige Unnahbarkeit an den Tag zu legen wissen, daß Jedermann eher dem Wasser zugeht, als er den Muth faßt, an die ebengezeichnete Klasse von Menschen jene Apostrophe zu verschwenden, die mit den Worten beginnt: „Sie haben wohl auf einige Tage die Güte", oder: „Ich dürfte Sie vielleicht bitten —"

Herr Bartholomäus Gigengaugl nun war nicht dem Wasser zugegangen; er sah gar keinen Grund dazu vorliegen und hatte im Gegentheile in seinem Liebeswahn, wie er sein geniales Treiben gern genannt hörte, den Muth, an Frau Bardeles aus Hannover jene Apostrophe zu richten, deren glücklichen Erfolg er mit preiswürdiger Zuversicht vorausgesehen hatte. In der That, Frau Bardeles war klug genug, zu begreifen, daß sie ehrenhalber ihrem stadtbekannten Enthusiasmus für Gigengaugl'sche Musik ein Opfer bringen müsse, und entschloß sich demnach, von ihrer Geldcassette wenn nicht alle, doch eins der sieben Siegel zu lösen. Und dieses eine genügte, Herr Bartholomäus

Gigengaugl schwamm in einem Meer von Wonne; er versprach, die nächste Composition, welche ihm der schöpferische Genius in seiner Brust eingeben werde, seiner Wohlthäterin zu widmen; zuletzt versprach er sogar, von der Einnahme des Concertabends seine Schuld zu tilgen, und dieses letztere Versprechen war es auch, welches Frau Bardeles bei all ihrer Achtung vor Gigengaugl'schen Compositionen lieber hörte als das erste. Trotzdem blieb sie von einer dauernden Unruhe erfüllt, die begreiflich war, nachdem sie eben in Beziehung auf Gelddarlehen ihr Gewissen immer noch rein und unbefleckt erhalten und nach dieser Richtung eine vollkommen makellose und vorwurfsfreie Vergangenheit hinter sich liegen hatte.

Gustav hatte seinen Vater leicht beredet, ihn in das Concert zu begleiten; überhaupt war dieser in den letzten Tagen wieder ruhig und gelassen geworden. Die fieberhafte Hast, mit der er sich seit jener verhängnißvollen Stunde, die ihm Hollbein's Kündigung gebracht, umhergetrieben, war gewichen und er sprach mit einer Art von Ergebung von dem, was nun kommen müsse, wenn nicht im letzten Augenblicke noch eine unerwartete Hülfsquelle sich eröffne. Er hatte in den letzten Tagen beständig über seinen Büchern gesessen und diese bis ins Kleinste gesichtet und

revidirt; es war, als wenn er sich darauf gefaßt machte, bald dem Hotel den Rücken kehren zu müssen, und als wenn er wenigstens Alles geordnet zurücklassen wollte.

Auf dem Wege zum Concertsaal blieb er plötzlich stehen.

„Ich habe", sagte er zu seinem Sohne, „noch ein Unrecht an Dir gut zu machen."

„An mir?"

„Ja; ich habe mich an jenem Tage, der mir eine so schreckliche Lehre von dem Unbestand menschlichen Glückes geben sollte, hinreißen lassen, Dir eine Zumuthung zu machen, die, wie ich heute wohl einsehe, sich nicht mit Deiner Ehre, überhaupt nicht mit dem Charakter eines Mannes vertragen konnte. Du weißt, ich spreche von Kathinka. Verzeih' mir, was ich Dir damals angesonnen, vergiß, was ich damals zu Dir gesprochen."

„Vater", rief Gustav, „wie kommst Du dazu, so zu mir zu reden? Bin ich es nicht vielmehr, der Dich um Verzeihung bitten sollte dafür, daß ich Deinem Willen entgegenhandeln zu müssen glaubte?"

„Nein", fiel der alte Wohlmuth ein, „Du warst es, der als ein Mann von Ehre gehandelt hat, und ich war es, der Dir eine Schlechtigkeit ansann. Aber

die Last dessen, was über mich hereinbrach, lag schwer auf mir, mein Sinn war getrübt, ich stand wie in dunkler Nacht und griff nach dem Ersten, das sich mir darbot, ohne zu wägen, ob es gut oder schlecht sei. Wir haben seit jener Stunde nicht mehr von Marie Bardeles gesprochen — Du liebst sie?"

„Von ganzem Herzen."

„Dann sei glücklich, mein Sohn", sagte der alte Wohlmuth mit zitternder Stimme; „ich segne Dich und Marie aus der Tiefe meiner Seele. Möge sich das Glück Euch beiden treuer erweisen, als es mir und Deiner Mutter sich erwiesen hat."

„Du bist so ergriffen", sagte Gustav ängstlich und seltsam berührt von dem eigenthümlichen Wesen seines Vaters.

Dieser antwortete nicht und schritt weiter; bald standen sie vor dem Harmoniegebäude.

„Sieh da", rief der Vater Wohlmuth, „dort kommt der Dechant Linhard! — Wie freut es mich, lieber Freund, daß ich Sie gerade heute noch sehe!"

„Sie haben sich", scherzte der ehrwürdige Greis, die dargebotene Hand herzlich schüttelnd, „schon für den Winterschlaf eingerichtet; man bekommt Sie ja nirgends zu sehen. Wie glücklich sind Sie, die Menschen so entbehren zu können!"

„Wer das wirklich könnte! Ich gebe Ihnen gleich den Beweis, wie wenig ich es vermag. Ich bin vielleicht in den nächsten Tagen schon in der Lage, eine Bitte an Sie zu richten, weniger meinetwegen als meiner Angehörigen halber — wollen Sie mir diese erfüllen?"

„Und die ist?"

„Sie werden sie, wenn es an der Zeit ist, errathen."

„Sie sprechen in Räthseln."

„Es sei. Sie erfüllen mir die Bitte?"

„Wenn ich irgend kann, gewiß."

„Gut", sagte der alte Wohlmuth, „herzlichen Dank! Und nun hinauf in den Concertsaal! Das ganze Leben rauscht ja nur wie eine Melodie vorüber, lustig oder traurig, aber eine jede klingt aus."

Der Saal war gedrängt voll; eine glänzende, in ausgesuchten Toiletten strahlende Gesellschaft füllte die taghellen Räume. Der alte Wohlmuth blieb mit dem Dechant im Hintergrunde stehen, halb von einer Säule zugedeckt, die mit den übrigen die oben herumlaufende, gleichfalls dichtbesetzte Gallerie trug. Gustav aber drängte sich mehr nach vorn; er wollte Marie nicht nur hören, er wollte sie auch sehen. Auf einer der ersten Bänke bemerkte er Kathinka, neben ihr Constantin Maibus. Kathinka's Vater mochte im Journal-

zimmer geblieben sein, er liebte die Musik nicht. Kathinka war in ebenso reicher als geschmackvoller Toilette; sie fächelte sich fortwährend mit dem graziös gehandhabten Fächer und schien mit Vergnügen der Unterhaltung des äußerst gesprächigen und beweglichen Herrn Maibus zu lauschen. Gustav staunte eben über die Vertraulichkeit, die letzterer dem Mädchen gegenüber mit Geflissenheit an den Tag zu legen schien, als Kathinka zufällig ihren schönen Kopf über die entblößten Schultern langsam zurückwandte. Ihr Blick fiel auf Gustav; dieser grüßte rasch in der gewohnten zwanglosen Weise. War er aber vorhin schon über Herrn Maibus erstaunt, so hatte er jetzt noch mehr Ursache, es über Kathinka zu sein, die seinen Gruß mit einem kühlen, vornehmen Nicken des Kopfes erwiderte. Zugleich mit ihr hatte sich auch Maibus gewandt und ein gewisses impertinentes Lächeln umspielte seine Lippen, als er Gustav's ansichtig wurde, der eine augenblickliche Verlegenheit nicht zu bemeistern vermochte. „Ah, Kathinka hat ihren Entschluß gefaßt", sagte er sich jetzt, „ich gratulire." Auf die Aussichten, welche sie gemacht hatte, die seinem Hause drohende Gefahr zu beschwören, hatte er gleich seinem Vater von Anfang an nicht viel gegeben.

Da erschien Marie auf der Tribüne und ein

Murmeln des Beifalls lief durch den Saal. Ebenso rasch trat wieder Todtenstille ein. Marie war einfach gekleidet, sie trug ein schwarzseidenes Kleid, das bis zum Halse geschlossen war; der einzige Schmuck, der sie auszeichnete, war ein großes goldenes Kreuz, das auf ihrer Brust schimmerte. Sie war noch bleicher wie sonst, und es mochte Befangenheit sein, daß sie, nachdem der Kapellmeister Bartholomäus Gigengaugl selbst sie bis vorn an den Rand der Estrade geführt hatte, eine kaum merkbare Verbeugung gegen das Auditorium machte. Dann nahm sie vor dem Flügel Platz, streifte die weißen Glacéhandschuhe ab und begann eins jener brillanten Musikstücke, die so recht nach dem Geschmacke der Frau Bardeles Anschlag und Technik leuchten zu lassen geeignet sind. Der Erfolg war ein außerordentlicher, ein nicht enden wollender Sturm des Beifalls begrüßte Marie, als sie sich erhob, in das dröhnende Bravorufen mischte sich das Klatschen der Hände, das Klirren der Säbel, ja selbst die Damen konnten sich nicht enthalten, ihrem Enthusiasmus durch Applaudiren Ausdruck zu geben. Der Kapellmeister triumphirte; das war die richtige Stimmung des Publikums, unter solchen Umständen mußte seine Eisenbahnsymphonie einschlagen. Gustav unten im Saale war sehr bang gewesen, das Herz hatte ihm

hörbar geklopft, und so sehr er der Kunst der Geliebten vertraute, schnürte ihm doch die Todtenstille, die um ihn herrschte, die Aufmerksamkeit, mit der Alles lauschte, das Herz zu. Erst als Marie geendet, löste sich der Bann von seiner Brust und tief aufathmend sah er zu seinem Vater hinüber, der eifrig klatschte und ihn durch Lächeln und Zunicken zu Gleichem aufzufordern schien.

Der Beifall, der Marie bei ihrem wiederholten Auftreten zu Theil wurde — die zweite Abtheilung des Concertes sollte lediglich durch die Symphonie ausgefüllt werden — war womöglich noch größer als das erste Mal, und diesmal konnte sich Gustav nicht enthalten, in das an den Saal anstoßende Kabinet zu treten, in welchem sich die beim Concerte mitwirkenden Solisten, sowie die näheren Freunde des Kapellmeisters während der Pausen aufhielten. Marie durchbrach den Kreis der Verehrer, der sie bereits Weihrauch streuend umschwärmte, und eilte auf Gustav zu.

„Nun, habe ich es gut gemacht?“ rief sie ihm lächelnd entgegen.

Gustav trat auch zu Frau Bardeles, dieser seine Glückwünsche auszusprechen.

Frau Bardeles aus Hannover empfing ihn jedoch sehr kühl; Mariens Erfolge hatten sie bereits eitel gemacht.

„Ich habe es immer gesagt", bemerkte sie selbstgefällig, „mein Mariechen hat eine glänzende Laufbahn vor sich."

Gustav empfand, daß die Erfolge dieses Abends ihn nach den Absichten der Frau Bardeles mehr denn je von dem Besitze Mariens entfernten. In diesem Augenblick wurde er aus dem Zimmer gerufen.

„Man sucht Ihren Herrn Vater", sagte der Harmoniediener zu ihm.

„Meinen Vater? Er wird im Saale sein."

„Dort hat man ihn bereits gesucht."

„Wer verlangt nach ihm?"

„Ein Diener aus dem Hotel hat diese Depesche für ihn gebracht."

„Geben Sie, ich werde sie meinem Vater überbringen."

Der Diener entfernte sich und Gustav trat in den Saal, wo eben die Instrumente für die Eisenbahnsymphonie gestimmt wurden. Er sah seinen Vater nirgends; vorhin, als er Marie aufzusuchen gegangen war, hatte er ihn im eifrigsten Gespräch mit dem Dechant Linhard zurückgelassen. Nun hörte er von diesem, daß sein Vater vor etwa zehn Minuten an das Buffet gegangen sei, um wegen der fast erstickenden Hitze eine Erfrischung zu sich zu nehmen.

Gustav schlug sich vor die Stirn; gerade an das Einfachste, an das Erste, was ihm hätte einfallen sollen, hatte er nicht gedacht. Aber auch am Buffet hatte man Herrn Wohlmuth mit keinem Auge gesehen, er war gar nicht am Buffet gewesen.

Nun bemächtigte sich Gustav's eine seltsame Beklemmung; er eilte in die Garderobe und dort endlich erfuhr er, daß sein Vater vor vielleicht einer Viertelstunde Ueberrock und Hut genommen und das Gebäude verlassen habe.

Das traf ihn wie ein Donnerschlag. Sein Vater fort? Heimlich, ohne Jemand etwas zu sagen? Und nicht in das Hotel, wo ihn das Telegramm sonst hätte finden müssen? Gustav erinnerte sich der räthselhaften Worte, die sein Vater vor kaum einer Stunde an den Dechant Linhard gerichtet, er erinnerte sich, welch eigenthümlich bewegte und weiche Stimmung er selbst ihm gegenüber gezeigt hatte — wäre das Schrecklichste möglich? Angstgehetzt zog Gustav den Dechant Linhard mit sich aus dem Saale und theilte diesem in hastigen Worten mit, was ihm zunächst zu wissen nöthig war. Ein namenloses Entsetzen bemächtigte sich des würdigen Greises; aber im richtigen Verständniß, daß jetzt keine Zeit zum Klagen gegeben sei, drängte er Gustav, zunächst nur mit ihm in das Hotel zu eilen,

wo sie Erkundigungen einziehen wollten. Das Telegramm steckte Gustav uneröffnet in die Seitentasche seines Rockes.

Die Ahnung Gustav's trog ihn nicht: sein Vater war nicht nach Hause gekommen. Der Dechant hatte selbst beim Portier angefragt, und Gustav war, um keinen Verdacht zu erregen, auf der Straße geblieben. Nun standen sie beide in der frostigen Winternacht und überlegten, was zu thun sei. Sie wollten die Straßen der Stadt absuchen und sich nach einer Stunde im Gasthofe treffen. Es war eine peinliche, qualvolle Stunde, eine von jenen, in denen man mit jeder Minute tausendfach alle Schmerzen der Hölle durchempfindet und durchleidet, eine von jenen, in denen der Körper nur durch die grenzenlose Anspannung des Geistes aufrecht erhalten wird und in denen beide um Jahre altern.

Als sich Gustav und der Dechant wieder im Hotel trafen, brauchten sie sich kein Wort zu sagen, sie lasen Alles aus ihren tiefbekümmerten Mienen. So blieb nichts übrig, als abzuwarten und alle Martern in der eigenen Brust zu verschließen, denn noch konnte alles Bangen und Beben ein unnöthiges gewesen sein.

Wie ein unruhiger Geist irrte Gustav im Speisesaale von einem Stuhle zum andern, keiner der Gäste

vermochte ihn zu halten, jedes Oeffnen der Thür erschreckte ihn, er meinte von jedem Eintretenden eine ungeheure Botschaft erhalten zu müssen. Der Dechant Linhard saß in einer dunklen Ecke des Saales; er hatte eine Flasche Wein vor sich stehen, von der er nicht trank, und blickte kummervoll vor sich hin. Von Zeit zu Zeit rief er Gustav zu sich, mit dem er flüsternd einige Worte wechselte, dann versank er wieder in sein düsteres Nachdenken.

Mitternacht war schon vorüber; verspätete Gäste waren nach dem Ende des Concertes gekommen und waren wieder gegangen. Sie hatten von den Triumphen des Herrn Bartholomäus Gigengaugl erzählt; sie hatten erzählt, wie er seine Symphonie unter einem wahnwitzigen Jubel des Publikums vorgeführt habe; der Erfolg, versicherten sie, sei vollständig gewesen, und sie hatten Recht: während des Zusammenstoßes der beiden Eisenbahnzüge wurden sieben Frauen und vier Männer ohnmächtig, sie wurden von der Wahlstatt getragen und hohnlächelnd blickte ihnen der unermüdliche, dämonische kleine Kapellmeister von seinem Dirigentenpulte nach. Er vor allen war an diesem Abend bewundernswerth. Mit einer noch nie gesehenen Behendigkeit bewegte und tummelte er sich während der vierthalb Stunden, welche die Aufführung seiner

Symphonie in Anspruch nahm, hinter seinem Pulte umher, nie stillstehend, immer lebendig, immer aufgeregt. Bald hielt er seine beiden Arme kerzengerade in die Höhe, bald breitete er sie majestätisch nach rechts und links aus; seine Freunde sagten, er gemahne sie in solchen Augenblicken wie ein vom Himmel selbst gekommener segnender Engel; seine Feinde — wie alle großen Männer hatte auch Bartholomäus Gigengaugl deren — verglichen ihn dagegen mit einer nicht ganz ausgewachsenen Telegraphenstange und behaupteten, dies Gleichniß seiner Eisenbahnsymphonie entnommen zu haben. Mit seinem Kopfe, um den im genialen Durcheinander die schwarzen Haare flatterten, war er bald über dem Pulte, bald unter demselben; beim Forte des Orchesters berührte er mit seinem Taktstock den Boden und schien aus der Erde noch Kraft und Widerhall hervorziehen zu wollen; beim Piano langte er mit seinem Elfenbeinstabe fast bis an die Decke des Saals und stand kerzengerade, festgewurzelt, wie ein Verzückter, bis er mit einem kurzen Schnörkel, den er mit dem Taktstock in der Luft beschrieb, auch das leiseste Pianissimo ausklingen machte. Zu Zeiten war er in seinen Bewegungen so lebhaft, war er so überall und nirgends, so sehr rechts und links und oben und unten, daß man von ihm eigentlich gar nichts mehr

sah als die beiden riesigen Manschetten, die gleich zwei schneeweißen Tauben im Wirbelsturm um das Pult flatterten.

Und der Erfolg war vollständig. Als die viert=halbstündige Symphonie ausgetönt hatte, als all das Sausen und Brausen, Rasseln und Prasseln verklun=gen war, als alle wilden, chaotischen und zerrissenen Accorde verhallt waren, dröhnte ein nie gehörter Ap=plaus durch den Saal. Dieser Applaus rührte aber nur von der einen Hälfte des Publikums her, die andere lag zum Tode matt und abgespannt auf den Stühlen herum; sie waren nicht ohnmächtig, sie wa=ren auch zu stolz, sich gleich jenen sieben Frauen und vier Männern wie ohnmächtig aus dem Saale tragen zu lassen, aber sie waren kaum fähig mehr, ein Lebens=zeichen von sich zu geben; blaß und mit halbgeschlos=senen Augen lagen sie da, dessen gewärtig, was die Götter an diesem Abend noch über sie würden erge=hen lassen. Als sie aber durch den sie umbrausenden Beifallssturm wieder zu sich gerufen waren, suchten auch sie die kraftlosen Hände zu heben, ein schwärme=rischer Funke belebte noch einmal das erlöschende Auge, und wie auch sie in ihrer unendlichen Schwäche zu klatschen sich bemühten, gemahnten sie an jene römi=schen Gladiatoren, die mit klaffender Wunde in der

Arena lagen und deren letzte Regung noch eine Huldigung war: Caesar, morituri te salutant!

Alles dies war in lebhafter Wechselrede besprochen, berühmt, beklatscht, belacht worden, als plötzlich einer der wenigen Gäste, die sich noch am obern Ende ihres Stammtisches zu einem letzten Glase Punsch und einer letzten Cigarre zusammengesetzt hatten, gegen Gustav gewendet ausrief:

„Apropos, wo steckt Ihr Papa? Ist er noch nicht zu Hause?“

Gustav hatte am Fenster gestanden und sorgenvoll in die stockfinstere Nacht hinausgesehen. Er hatte an seinen Vater gedacht und dann wieder an Marie; er hatte daran gedacht, wie glücklich heute sie, wie unglücklich er war. Nun drehte er sich gegen den Fragenden, heftig erschreckend; ihm war, als wenn er sich der Entscheidung nähern solle.

„Sie wissen ja“, fuhr der, der zuerst gesprochen hatte fort, „ich habe meine Fabrik am Ende des englischen Parks, jenseits des Eisbaches. Ich wollte in das Concert, hatte mich aber verspätet; ich war durch die einlaufende Correspondenz und Anderes aufgehalten worden. Doch es genügte mir, wenn ich noch rechtzeitig zu der famosen Eisenbahnsymphonie des Herrn Gigengaugl kam. Als ich über den Eisbach fuhr, sah

ich auf der Brücke einen Herrn stehen, der über das Geländer blickte. Er kam mir bekannt vor und ich ließ halten. Wahrhaftig, es war Ihr Papa. Er schien betreten, mich zu sehen; er gab mir ausweichende Antworten und weigerte sich, mit mir zu fahren. Endlich, da ich ihn noch immer nicht zurücklassen wollte, drängte er mich an den Wagen und sagte mit jenem Lächeln, das ihm so gut steht: „Gehen Sie doch, lieber Freund. Wissen Sie denn nicht: Alter schützt vor Thorheit nicht!" — Jetzt verstand ich ihn, ich lachte hellauf und stieg in meinen Wagen. Das aber kann ich Ihnen sagen, Gustav: über solche Geschichten hätte ich Ihren Papa doch schon hinaus geglaubt. Und bei solchem Hundewetter! Na, das weiß ich, mich lockte in solcher Nacht keine Dulcinea an den Eisbach und wenn es die — selber wäre."

Damit meinte der Sprechende eine ebenso sehr wegen ihrer Sprödigkeit verschrieene als wegen ihrer Schönheit berühmte Theaterdame. Allgemeines Gelächter begleitete den Schluß seiner Rede. Als man sich umsah, war Gustav verschwunden. Man stutzte.

„Sie werden ihn beleidigt haben", sagte einer aus der Gesellschaft.

„Unmöglich, und wenn, ich habe nur die Wahrheit erzählt."

Es war der Dechant gewesen, der noch während der Erzählung sich Gustav genähert und diesem einen Wink gegeben hatte. Dann hatte er den Saal verlassen. Gustav war, als wenn der Boden unter ihm schwanke oder als wenn eine ungeheure Woge sich gegen ihn heranwälzen und über ihn hinwegbrausen wolle.

Draußen auf dem Corridor drückte ihm der Dechant die Hand.

„Seien Sie ein Mann, Gustav", sagte er; „nach dem, was wir eben gehört haben, ist keine Zeit zu verlieren. Wählen Sie von Ihren Dienstboten drei oder vier Leute, die Ihnen passend dünken; mit diesen wollen wir an den Eisbach gehen. Ihr Hausarzt sitzt noch im Saale unter den Gästen, ich werde ihn ohne Aufsehen herausrufen, dann wollen wir uns sogleich auf den Weg machen."

„Wie, Herr Dechant, Sie wollten auch —" unterbrach Gustav den wackern Greis.

„Wenn es sich um Ihren Vater handelt?"

„Denken Sie an das abscheuliche Wetter! Es schneit —"

„Lassen Sie mich", antwortete der Dechant; „Sie wissen nicht, ob man nicht den Geistlichen nöthig hat."

Schon nach wenigen Minuten setzte sich der Zug

in Bewegung; als man die Stadt hinter sich hatte, zündete man Fackeln und Laternen an. Die Arbeiter aus dem Hotel hatten Stricke bei sich. Es war eine schaurige Nacht, stockfinster, kalt, feucht, voll Nebel und Schnee. Die kahlen Bäume und Sträucher des Parks standen wie Gespenster am Wege, im Schein der Fackeln und Laternen blitzte die schlüpfrige Feuchtigkeit an den schwarzen Stämmen und Aesten unheimlich auf; der Schnee fiel in großen dichten Flocken, aber er blieb nicht liegen und diente nur dazu, die Wege noch grundloser zu machen, als sie schon waren. Wo sich auf einem Zweige ein Käppchen gehäuft hatte, neigte es sich bald wieder zur Seite uud fiel auf den Boden, und da sich dieses Spiel da und dort und überall ohne Unterlaß wiederholte, so brachte es eine gewisse Bewegung in die Nachtstille und in das Todesschweigen der Natur, eine Unruhe, die unangenehm war und aufregend wirkte.

Nach einem etwas mehr als halbstündigen Marsche durch die rings lagernde Finsterniß langten unsere Wandernden an dem Eisbache an. Bei dem bedeutenden Gefälle, das der Bach hat, war seine Oberfläche nicht gefroren, man konnte schon in ziemlicher Entfernung das Rauschen seiner Wellen durch die stille Nacht hören. Sie begingen erst die Brücke; hier war keine

Spur zu sehen, keine Spur zu entdecken; der Schnee war auf dem Holzgetäfel der Brücke liegen geblieben und hatte eine leichte Decke über dasselbe gezogen. Diese Decke war überall noch unverletzt, seit mindestens einer Stunde war kein menschlicher Fuß über die Brücke gegangen.

Sie bogen nun zur Seite ab und blieben zunächst auf dem Ufer des Baches, auf welchem der von der Stadt herführende Weg ausmündete. Hier theilten sie sich in zwei Gruppen; Gustav sollte den unmittelbar an die Brücke stoßenden Theil des Ufers durchforschen, der Arzt den weiter unten liegenden. Der Dechant blieb bei Gustav. Wer hier einen Menschen suchen ging, konnte nichts Anderes suchen und mußte darauf gefaßt sein, nichts Anderes zu finden als eine Leiche, die das Wasser wieder an den Strand geworfen hatte.

Das Ufer, an den meisten Stellen ziemlich flach und niedrig, war, wo die Bäume des Parks zurücktraten, mit schlüpfrigen Steinen, spitzen Kieseln und Sand bedeckt; zwischen drin standen Weidenbüsche, durch deren vor Nässe triefendes Gezweige man sich mühsam durcharbeiten mußte. Ein dicker Nebel lag auf dem Wasser, das schwarz dahinglitt; nur einzelne Wogen blitzten in glührothen Streifen auf, wenn das

Licht einer Fackel erhellend darüber hinfuhr. Man sah nicht einmal das gegenüberliegende Ufer. Nur um die Laterne wirbelte der Schnee, daß man die einzelnen Flocken hätte zählen können.

Mit angstvollem Blick durchspähte Gustav das Terrain; wo sich ein Vorsprung befand, wo überhängende Zweige das Wasser bedeckten, ließ er den Strahl der Fackel hinfallen; all seine Mühe war umsonst. Jedesmal durchzitterten ihn alle Schauer der Todesangst und jedesmal hatte sein Herz umsonst gebebt.

Plötzlich vernahm man den Ruf des Arztes; in mächtigen Sätzen eilte Gustav an seine Seite: die Arbeiter waren damit beschäftigt, eine Leiche dem Wasser zu entreißen — es war die Leiche seines Vaters.

Der Arzt hatte mit Absicht diese Partie des Ufers zunächst ins Auge gefaßt; sein Beruf hatte ihn schon öfter an diesen grauenhaften Ort geführt. Er wußte, welche Stellen hier die Selbstmörder, wie von einem gleichmäßigen Instinkt getrieben, zur Ausführung ihrer That zu wählen pflegten; er wußte auch, wo das nicht eben tiefe, aber reißende Wasser die Todten in der Regel wieder an das Land spülte.

Mit einem jähen Aufschrei warf sich Gustav über die Leiche; mit sanfter Gewalt drängte ihn der Arzt zurück, dessen Pflicht es war, keinen Versuch zur

Wiederbelebung außer Acht zu lassen. All seine Mühe war umsonst, die unselige That mußte schon vor drei oder vier Stunden geschehen sein. Wehklagend umstanden die Diener ihren Herrn; sie hatten ihn geliebt, er war ihnen ein wohlwollender, redlicher Gebieter gewesen. Sie fanden sich in das Schreckliche der Lage nicht; sie konnten es nicht fassen, wie ein Mann, der wegen seines Reichthums, wegen seines Glückes, wegen seines Charakters allen zum aneifernden Beispiel gedient hatte, in so elender Weise seinem Leben ein Ende hatte machen mögen.

Man fertigte eine Bahre und trug die Leiche in eine nur einen Büchsenschuß entfernte Mühle. Dort erhielt man die Erlaubniß, sie in der in dem untern Stockwerk befindlichen Gesindestube niedersetzen zu dürfen; die Arbeiter erboten sich zur Leichenwache.

Mit Mühe nur vermochte man Gustav von dem traurigen Orte loszureißen. Der ungewisse Schein einer kümmerlichen Talgkerze zitterte über das blasse Angesicht des Todten, den man auf die längs der Wand sich hinziehende Bank gelegt hatte; die Arbeiter des Hotels saßen gegenüber am Fenster. Mit verstörten Mienen und gefalteten Händen standen die aufgeschreckten Bewohner der Mühle im Halbdunkel der offenen Thür, neugierig oder verweinten Auges auf

das jammervolle Schauspiel hinstarrend. Die Schwarzwälder Uhr zeigte schon zwei Uhr Morgens, ihr einförmiger Pendelschlag unterbrach allein die auf dem Gemach lastende Stille, als plötzlich die Mutter des Müllers, eine alte gebrechliche Frau, den Rosenkranz in der knöchernen Hand, laut ein Gebet für den Unglücklichen zu sprechen anfing, in das alle Anwesenden eintönig mit einfielen und dessen schauriger Klang einem Jeden unverwischbar bleibt und noch nach Jahren fürchterliche Erinnerungen wachzurufen vermag: „Heilige Mutter Gottes, bitt' für uns arme Sünder, jetzt und in der Stunde des Absterbens! Amen."

Der Arzt erbot sich, die nöthige Anzeige bei Gericht zu machen; eine traurige Pflicht blieb dem Dechanten, die: Frau Wohlmuth von dem schrecklichen Verlust, der sie betroffen, in Kenntniß zu setzen.

Als sie in das Hotel zurückkamen, fanden sie dort schon Alles in Aufregung, in der Erwartung eines großen Unglücks, von dem sich doch eigentlich Niemand eine Vorstellung machen konnte. Das Ausbleiben des alten Wohlmuth war zuletzt aufgefallen, noch mehr die geheimnißvolle Expedition, welche der Sohn mit den Uebrigen unternommen. Niemand legte sich schlafen, man wollte die Rückkehr der Andern abwarten, man lief in den Gängen hin und her, man

steckte die Köpfe zusammen, man fragte, man flüsterte, bis endlich auch Frau Wohlmuth, die ihren Mann nicht vermißt hatte — er war ja manches Mal durch Gäste bis zum Morgen wach gehalten worden — aufmerksam wurde. Frau Wohlmuth hatte einen leisen Schlummer, sie pflegte von sich zu sagen, daß sie auch im Schlafe Alles höre, sie hörte auch heute das zu dieser Stunde ungewohnte Auf- und Zuschlagen von Thüren. Sie läutete, das Stubenmädchen erschien, verlegen, verstört; es gab eine ausweichende Antwort. Frau Wohlmuth war wieder allein, aber sie vermochte nicht mehr einzuschlafen. Es ergriff sie eine bange Unruhe; die Dienerin hatte behauptet, nicht sagen zu können, wo Herr Wohlmuth sei. War er nicht im Hotel? Die arme Frau wälzte sich auf dem Lager hin und her, voll Sorge, voll Angst, ohne zu wissen warum. Die Dunkelheit gebiert Gespenster; darum stand sie jetzt auf, Licht zu machen. Sie warf ein Nachtkleid um und setzte sich in den Lehnstuhl. Nun war ihr wohler, sie wollte so das Kommen ihres Mannes abwarten. In diesem Augenblick ward leise an die Thür geklopft. Frau Wohlmuth schrak heftig zusammen. „Herein!“ rief sie dann. Das Stubenmädchen erschien und meldete, der Dechant Linhard bitte, Frau Wohlmuth sogleich sprechen zu dürfen.

„Der Dechant?" rief Frau Wohlmuth, bestürzt aufspringend. „Was ist geschehen?"

Da trat auch schon die ehrwürdige Gestalt des Geistlichen in das Zimmer.

Als nach einer halben Stunde auch Gustav erschien, fand er seine Mutter viel gefaßter, als er erwartet hatte.

„Mein Sohn", sagte sie, ihm weinend am Halse hängend, „wir haben Alles verloren."

Unter Thränen, unter Klagen, unter Gesprächen von dem Verstorbenen ging ihnen der Rest der Nacht hin, und der treue Dechant war es, der unermüdet bei ihnen aushielt und, wo der Schmerz überfluten zu wollen schien, immer wieder verständig und freundlich zusprach.

Er war es auch, der nach zwei Tagen die Leiche des unglücklichen Freundes einsegnete. Denn nun verstand er die Bitte, von welcher der alte Wohlmuth noch wenige Stunden vor seinem Tode in so räthselhafter Weise gesprochen hatte; er verstand und erfüllte sie. Eine unabsehbare Menschenmenge wohnte der Beisetzung der Leiche bei; der Todte war von allen Bürgern der Stadt geachtet und geehrt gewesen, jedes Kind hatte ihn gekannt, die Theilnahme an seinem jähen Abscheiden war allgemein. Ein kleiner Hügel

von Kränzen und Sträußen wölbte sich über seinem Sarge und manche der Blumen war von Thränen der Dankbarkeit genetzt — die Armen und namentlich jene, welche verschämt unter dem harten Drucke der Noth litten, hatten in Wohlmuth einen Helfer und Retter verloren.

Am Abende nach dem Begräbniß saß Gustav mit seiner Mutter in der Wohnstube. Wie das in solchen Fällen zu geschehen pflegt, wiederholten sie sich die unheilschweren Ereignisse der letzten Tage und immer besannen sie sich auf ein neues Detail, das ihnen bisher entgangen war und das doch so unentbehrlich und theuer schien in dem Gesammtbild, welches sie ihren trauernden Seelen einprägen wollten. Da erinnerte sich auch Gustav jener Depesche, welche ihm am Concertabend im Harmoniegebäude übergeben worden war; er hatte sie vollkommen vergessen, sie mußte noch uneröffnet in der Tasche seines Rockes stecken.

Er holte das Telegramm und las:

„Bremen, 21. Decbr. 1865. Bankhaus Maibus sofort für Nothfall bereit zur Bürgschaftsleistung bis zu 30,000 Thalern. Ersuchen umgehend Drahtantwort. Alsdann Näheres brieflich."

Gustav glaubte zu träumen, er las die Depesche noch einmal, er las die Adresse, Alles hatte seine Rich-

tigkeit, und sein Vater hatte sich umsonst geopfert. In wahnsinnigem Schmerze ballte Gustav das Papier zusammen; er fragte sich nicht, wie das Bremer Handlungshaus ohne jede Aufforderung dazu komme, seine Bürgschaft anzutragen; ihm stand nur die erschütternde Thatsache vor Augen, daß, wenn die Depesche eine kleine Stunde früher gekommen wäre, seinem Vater Leben, Ehre, Vermögen gerettet geblieben wären.

„Erbärmliches Menschenleben!“ rief er, mit der Faust sich an die Stirn schlagend. „Werden von solchen Zufälligkeiten deine Schicksale bestimmt? Verlohnt es sich, zu sorgen und zu arbeiten, wenn eine einzige Geringfügigkeit, wie diese, solche Berge von Schmerz und Elend auf uns zu wälzen vermag? Verlohnt es sich, Tage um Tage, Nächte um Nächte, Jahre um Jahre für das zu ringen und zu kämpfen, was wir Pflicht und Ehre nennen, wenn eine einzige kommende Minute, die wir nicht ahnen, gegen die wir nicht einmal ankämpfen können, alles Errungene, alles Erstrebte mit einem einzigen Hauche wieder darf zusammenbrechen lassen? Gegen Wetter, die drohen, gegen Wolken, die aufsteigen, können wir uns waffnen und schützen; dürfen aber auch solche unberechenbare Zufälligkeiten, die so nichtig, so klein, so erbärmlich scheinen, auf so ungeheure, auf so zerstörende, auf so

grausame und beschimpfende Weise in das Schicksal eines Menschen eingreifen? Wird durch solche Nichtigkeiten das Maß von Ehre oder Schande bestimmt, das einem unwiderruflich zugemessen wird? Wem kam die Verzögerung der Depesche zu gute? Niemand, keiner Seele. Wie viel Unglück wäre durch ihr rechtzeitiges Eintreffen verhütet worden?“

Darauf wußte Gustav selbst noch keine Antwort; erst nach den Exequien, die zwischen Weihnachten und Neujahr abgehalten wurden, fand er Zeit und Stimmung, zu Kaufmann Hollbein zu gehen und zu fragen, was er der Familie Wohlmuth gegenüber noch zu thun gedenke.

Er ward sehr kühl empfangen.

Nach kurzen Worten des Beileids, die mehr im Tone der Höflichkeit als des Mitgefühls gesprochen waren, sagte der alte Hollbein:

„Ich bedaure, Ihnen über den Stand der Angelegenheit keine Auskunft geben zu können; ich habe dieselbe bereits den Gerichten übergeben. Uebrigens dürfen Sie sich darauf gefaßt machen, das Hotel zu verlassen. Der Sturz Ihres Vaters zieht noch eine Menge kleiner Leute nach sich. Sie haben keine Ahnung, wie man in der Stadt jetzt spricht. Ich wußte, daß dieses wohlfeile Gefühl des Bemitleidens und

Beklagens, wie es im Anfange kund wurde, sich bald in das Gegentheil verkehren werde. Ihr Vater hat, wie sich jetzt herausstellt, manchen wackern Geschäftsmann zu Grunde gerichtet, er hat unverantwortlich gewirthschaftet —"

„Mein Herr", fuhr Gustav auf, „das Unglück meines Vaters gibt Ihnen nicht das Recht, noch nach seinem Tode seinen Namen zu verunglimpfen."

„Ich will Ihnen nicht wehe thun", erwiderte Hollbein, „ich sage jedoch die Wahrheit. Ihr Vater hat, ich glaube das, nicht mit Absicht schlecht gehandelt, aber er war ein schlechter Geschäftsmann. Er speculirte ins Blaue und vertraute auf sein Glück; mit diesem Factor allein läßt sich nicht rechnen. Und noch zu der Zeit, da er seinen Fall voraussah, wenn nicht ein ganz außerordentlicher, unberechenbarer Zufall ihm zu Hülfe kam, scheute er sich nicht, das Vertrauen derer zu mißbrauchen, denen er noch für reich, für gut, für sicher galt. Noch zu jener Zeit auch gab er, ich weiß es, bedeutende Summen für die Armen aus, und man hätte meinen können, es geschehe dies dem großen Haufen gegenüber in betrügerischer Absicht, wenn nicht diese Wohlthaten ganz im Verborgenen geübt worden und nur Wenigen bekannt geworden wären. Wie die Dinge aber standen, waren

diese Spenden von seiten Ihres Vaters ein Wahnsinn und er, um einen milden Ausdruck zu gebrauchen, verschwendete an die Armen, was seinen Gläubigern gehörte."

Gustav stand auf.

„Ich hatte", sagte er, „als ich zu Ihnen kam, die Ueberzeugung, daß Sie mein Gefühl schonen würden. Wie ich jedoch jetzt begreifen muß, suchen Sie mir deutlich zu machen, daß Sie für die Zukunft jeden Verkehr zwischen Ihrer Familie und mir abgebrochen wünschen."

Ich bedauere das", entgegnete der alte Kaufmann trocken, sich gleichfalls von seinem Sitze erhebend, „aber ich kann die Wahrheit dessen, was Sie eben sagten, nicht leugnen."

Gustav unterdrückte eine bittere Antwort, die auf seinen Lippen lag, und floh. Er fühlte den Fluch des Unglücks auf sich lasten.

Auf der Treppe begegnete er Kathinka; es war bereits dunkel und er suchte an ihr vorüberzuhuschen. Aber Kathinka erkannte ihn und hielt ihn auf.

„Endlich, endlich", rief sie mit bewegter Stimme und streckte ihm ihre beiden Hände entgegen, „endlich sehe ich Sie, Gustav! Mein Gott, wie viel Schweres und Schmerzliches haben Sie indessen erfahren!"

„Ja", antwortete der Angesprochene mechanisch, „und ich bin noch nicht am Ende."

„Wie habe ich mich danach gesehnt, Sie wieder zu sprechen; aber Sie kennen meinen Vater —“

„Ich komme eben von ihm“, sagte Gustav bitter.

„Lassen Sie sich sein Gebaren nicht anfechten“, rief das Mädchen leidenschaftlich; „ich habe auch darunter zu leiden, mehr, als Sie glauben. Ich bitte Sie, verzeihen Sie ihm, verzeihen Sie ihm um meinetwillen.“ Dabei spürte er einen leichten Druck seiner Hand, den er nicht zu erwidern vermochte. „Aber jetzt um Alles in der Welt“, rief Kathinka wieder, „erlösen Sie mich doch von meiner martervollen Ungewißheit: haben Sie denn an jenem verhängnißvollen Tage nicht noch —“

In diesem Augenblick wurden oben im Corridor Schritte hörbar und der Schimmer eines nahenden Lichtes fiel auf die Treppe. Ohne Besinnen entzog Kathinka Gustav ihre Hand und sagte, indem sie, sich selbst unterbrechend, ihren angefangenen Satz nicht vollendete:

„Ich bitte Sie, Herr Wohlmuth, diese Worte als den Ausdruck meines aufrichtigsten Bedauerns hinzunehmen. Guten Abend.“

Dann flüsterte sie noch hastig: „Auf Wiedersehen!“ und war im Nu über die Treppe hinauf im Corridor verschwunden.

Gustav hatte weder Zeit noch Lust, über des Mädchens auffallendes Benehmen nachzudenken; sogar die Frage, in der sie sich selbst unterbrochen hatte, war ihm rasch entfallen, ohne daß er sich die Mühe gegeben hätte, den Schluß selbst dazu zu finden. Außer sich stürzte er nach Hause, seiner Mutter Kenntniß von der Unterredung zu geben, die er mit Hollbein gehabt, wobei er ihr freilich das Schlimmste zu verhehlen gedachte.

Er traf die arme Frau im Bette, zitternd vor Aufregung. Eine Gerichtscommission war im Laufe des Nachmittags im Hause gewesen und hatte damit begonnen, ein Inventar von Allem aufzunehmen; Mehreres war bereits versiegelt worden. Zugleich hatten sich einige Gläubiger eingefunden, die sich nicht enthalten konnten, in Gegenwart der unglücklichen Frau harte und vorwurfsvolle Reden fallen zu lassen.

„Laß uns aus dem Hause ziehen“, sagte Frau Wohlmuth weinend, „wir haben hier nichts mehr zu schaffen, wir gehören nicht mehr herein.“

Der Dechant Linhard, der wie jeden Abend auch heute nicht fehlte, erklärte sich mit dieser Absicht einverstanden. Bereits war, wie er erzählte, bei Gericht eine bedeutende Ueberschuldung des Gasthofs angezeigt; die Gläubiger hatten sich darin fast schon geei-

nigt, das Hotel, für das in dieser creditlosen Zeit doch nur eine Spottsumme erzielt worden wäre, nicht zu verkaufen, sondern unter der Aufsicht einer aus ihrer Mitte gewählten Commission auf ihre Rechnung fortbestehen und verwalten zu lassen. Da Gustav kein Geschäftsmann war, hatte man gar nicht daran gedacht, ihm den Betrieb des Hotels auf Rechnung der Masse anzuvertrauen; es war also vorauszusehen, daß über kurz oder lang an Frau Wohlmuth und ihren Sohn das Ansinnen werde gestellt werden, den Gasthof zu verlassen.

„Ja", rief Frau Wohlmuth in nervöser Aufregung, „laß uns gehen! Wir hätten dieses Haus des Unglücks nie betreten sollen."

Der Dechant übernahm es, eine einfache kleine Wohnung von drei Zimmern vor der Stadt für Frau Wohlmuth zu miethen, und schon nach wenigen Tagen, es war in der zweiten Woche des neuen Jahres, bewerkstelligte diese ihren Umzug. Sie nahm nur das Dringendste, Nothwendigste mit; sie suchte sich die schlichtesten Möbel aus und wollte nichts von Werth mit sich führen, worauf andere Menschen vielleicht mehr Recht hätten als sie. Sie war rührend in ihrer Redlichkeit, und es war erschütternd anzusehen, als sie in ihrer schlichten Trauerkleidung mitten durch die

theilnehmend umherstehende Dienerschaft das schöne stolze Haus verließ, in dem nun nichts mehr ihr gehörte.

Leider warf die Aufregung sie wiederum auf das Krankenlager und von Anfang äußerte der Arzt die ernstesten Besorgnisse. Gustav und eine barmherzige Schwester, die der Dechant herbeigerufen, hielten bei ihr aus in treuer, unermüdeter Pflege; trotzdem nahm sie von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde mehr und mehr ab — ein zu mächtiger, zu tiefer Kummer nagte an ihrem Herzen. So vergingen zwei und drei Wochen, sie aß nichts, sie trank nichts, sie sagte, sie werde sterben und wolle sterben. Oft in der Nacht stand Gustav auf und lauschte besorgt den Athemzügen der theuern Kranken. Einmal aber, wie er gegen Morgen an das Lager trat, fand er ihr blasses Antlitz gegen die Wand hingesunken, sie athmete nicht mehr, ein Herzschlag hatte ihrem Leben barmherzig ein Ende gemacht.

Und wieder stand Gustav vor einem offenen Grabe, und wieder war es der treue Dechant, der den Segen der Kirche über dem Grabe sprach. Hell blitzte die Sonne vom blauen Winterhimmel und funkelte auf dem weißen, glitzernden Schnee. Aber nur wenige Freunde hatten sich eingefunden, der Verstorbenen die

letzte Ehre zu erweisen, nur wenige warfen eine Scholle Erde auf den niedergelassenen Sarg und kaum einer begleitete den Trauernden, den nun doppelt Verwaisten nach Hause. Das Unglück vervehmt, das Unglück drückt ein Brandmal auf die Stirn des Menschen, man flieht seine Nähe, und das Herz des also Vereinsamten geräth in die Gefahr, trotzig und hart zu werden.

VI.

Als Gustav an einem der nächsten Abende allein in der öden Wohnung saß, kam mit aller Macht wieder über ihn, was er im Laufe der letzten schweren Wochen mit Gewalt hatte zurückdrängen müssen, die Erinnerung an Marie. Seit jenem Abende, der ihr so viele Triumphe geschenkt und ihm seinen Vater entrissen, hatte er von ihr nichts mehr gesehen, noch gehört. Es war ihm schmerzlich gewesen, daß sie gar keinen Beweis ihrer Theilnahme an seinem Unglück gegeben. Zwar war am Begräbnißtage seines Vaters ein Kranz von unbekannter Hand für dessen Sarg geschickt worden und das Gleiche war bei der Beisetzung seiner Mutter geschehen; aber Gustav konnte nur ahnen, daß diese Spende von Marien sei, sie konnte ebenso gut von Kathinka herrühren. Es erbitterte ihn, daß Marie sich

so ganz fern gehalten. Kleines Mißgeschick, welches uns der beständige Kampf mit dem Leben täglich bereitet, erträgt man gern allein; man glaubt die Liebe zu entweihen, indem man sie zur Mitwisserin und Mitdulderin so erbärmlicher Nichtigkeiten macht; unter jenen großen, schweren Schlägen aber, welche an ein hohes tragisches Walten des Geschicks über uns mahnen, seufzen wir nach der Liebe, die uns stützt und durch ihr feines, milderndes, mitleidendes Gefühl wieder aufrichtet nach dem Sturm, der unser Haupt getroffen. Kleine Widrigkeiten, die man Andere täglich mitzutragen und mitzudulden zwingt, machen die Herzen erkalten; großes Unglück, gemeinsam ertragen, bindet und schmiedet sie nur noch enger und fester zusammen.

Was freilich hatte Gustav noch zu hoffen? Er, der Sohn eines Selbstmörders, arm und, was schlimmer noch ist als arm, erst arm geworden, verarmt, im Elend, mit unsichern Aussichten für die Zukunft — durfte er seinen Blick noch zu Marien heben, die, wie ihre Mutter gesagt hatte, eine so glänzende Laufbahn vor sich hatte?

Gustav sprang auf und schlug seinen Mantel um; dann eilte er auf die schneebedeckte, mondlichterhellte Straße. Er blieb auf der Schattenseite, er wollte nicht erkannt sein; mit hastigen Schritten verfolgte er

die Richtung, in der die Wohnung der Frau Bardeles lag. Wie schlug sein Herz, als er sich ihr zum ersten Mal nach so langer Zeit wieder näherte! Die Fenster waren erleuchtet, es wurde Klavier gespielt, man hörte die wirbelnden Töne durch die Stille der Winternacht auf die Straße klingen. Aber es mochte Herr Bartholomäus Gigengaugl sein, der sein Talent so verschwenderisch entfaltete, denn plötzlich ward ein Schatten am Fenster sichtbar und eine Gestalt schob den Vorhang zurück — es war Marie. Gustav hätte ihre Gestalt unter Tausenden erkannt, auch wenn sie nicht, wie er jetzt sah, die Katze auf dem Arme gehalten hätte. Unwillkürlich machte er eine Bewegung nach vorwärts; obwohl er im Schatten stand, schien ihn Marie zu bemerken. Daß sie ihn erkannte, war nicht anzunehmen. Aber sie öffnete das Fenster und bog sich heraus, wie um den wundervollen Sternenhimmel zu betrachten. Voll und stolz drangen die Töne des Klaviers durch das geöffnete Fenster, Gustav hätte die Arme nach der Geliebten ausbreiten mögen. Er sah wohl, daß sie, die weiße Katze langsam und bedächtig streichelnd, einen Moment scharf auf ihn herunterblickte — sollte er ihren Namen rufen? Da schloß sich auch schon wieder das Fenster und die zurückfallende Gardine entzog ihm die liebe Gestalt. Einen Augenblick noch starrte er hinauf,

dann schritt er voll Glückes und Unmuths zugleich dem Ende der Straße zu; dort wandte er sich noch einmal und sah, wie eine weibliche Gestalt aus dem Hause trat, in welchem Frau Bardeles wohnte, und sich vorsichtig umblickte. Sie sah nach rechts und nach links; dann aber, nach kurzem Warten, eilte sie wieder in das Haus zurück und Gustav hörte das schwere Thor in das Schloß fallen. Wer die Gestalt gewesen, hatte er in solcher Entfernung nicht erkennen können. Es mochte ein Dienstmädchen gewesen sein, das umsonst nach seinem Schatze ausgespäht hatte.

Als er am nächsten Abende von einem Gang, den er in der leidigen Concurssache auf das Gericht hatte thun müssen, nach Hause zurückkehrte, hörte er, daß vor wenigen Minuten eine Dame dagewesen sei, ihn zu sprechen.

„Eine Dame? fragte Gustav verwundert.

„Ja, sie läßt Sie bitten, zu Hause zu bleiben, bis sie wiederkommen werde."

Gustav's Erstaunen wuchs.

„Wie sah die Dame aus?" fragte er.

„Ihr Gesicht ließ sich unter dem schwarzen Schleier, den sie nicht zurückschlug, kaum erkennen", sagte der Hausherr, ein bejahrter Mann und seines Zeichens ein Gärtner.

„Sie schien jung zu sein“, setzte seine Frau bei.

„Groß? Klein?“

„Mittelgroß“, antwortete der Gärtner, aber in so ungewissem Tone, daß man ihm leicht anmerken konnte, er halte den Begriff von groß für relativ.

„Kathinka!“ sagte sich Gustav und begab sich kopfschüttelnd in seine Wohnung hinauf.

Mit einiger Unruhe schritt er durch das Zimmer. Was konnte Kathinka von ihm wollen? Sein Herz loderte noch immer heiß auf, wenn er an seine letzte Unterredung mit ihrem Vater dachte. Was konnte nun sie von ihm wollen? Was konnte sie ihm zu sagen haben? Er sollte nicht lange warten, denn schon nach einer kleinen Viertelstunde ward die Glocke an seiner Hausthür gezogen. Diese lag der Thür des Wohnzimmers unmittelbar gegenüber; der nicht allzu breite Gang, der nach rechts und links auslief, trennte beide Thüren; man konnte bequem unter der geöffneten einen stehen bleiben und mit ausgestreckter Hand die Klinke der andern erfassen.

Gustav ließ darum die Lampe auf dem Ofen des Wohnzimmers stehen, von wo aus der Strahl derselben auch hinaus auf den Hausflur fallen konnte, und öffnete.

Eine Dame stand vor ihm, ganz schwarz gekleidet;

nur die Kapuze, die den Kopf umschloß, war weiß. Der Schleier, der dicht verhüllend über das Gesicht gezogen war, war wieder von schwarzer Farbe.

Der erste Blick überzeugte Gustav, daß er nicht Kathinka vor sich habe. Kathinka war größer und elancirter in ihrem Wuchse.

Die Dame schritt rasch durch die offengebliebene Zimmerthür; dann drehte sie sich und schlug den Schleier zurück. Ein Schrei des Entzückens fuhr von den Lippen Gustav's; es war Marie, die er in seinen bebenden Armen hielt.

Als sich die erste Freude des Wiedersehens gelegt hatte, löste sich Marie aus der Umarmung des Geliebten und sagte, indem sie die zerrütteten Flechten in Ordnung brachte:

„Und was denkst Du davon, daß ich, ein Mädchen, so allein, so aus eigenem Antriebe Dich aufsuche?"

„Was soll ich denken?" rief Gustav. „Mein Herz jubelt, Dich wieder zu sehen, Dich wieder zu haben! Ich bin glücklich, ich bin selig, ich genieße — was soll ich weiter fragen?"

„Mußte ich nicht zu Dir kommen?" fuhr Marie fort. „Ich hoffte von Tag zu Tag, daß Dich Deine Sehnsucht mir wieder zuführen würde; dann fing ich an zu trauern, fing an zu zweifeln —"

„Marie!“ fiel Gustav vorwurfsvoll ein.

„Ja, aber meine Zweifel währten doch nie lange; mein Glaube an Dich war immer stärker und siegte immer wieder. Einmal aber fürchtete ich gar, Du hättest mich über Kathinka vergessen, die doch viel schöner und reicher und auch geistvoller ist als ich und sich auch nie mehr seit jener verhängnißvollen Zeit bei uns hatte sehen lassen.“

„Marie, Marie“, wiederholte Gustav, „wie durftest Du solche Gedanken hegen!“

„Ja, es war unrecht von mir, ich sehe es ein. Da hörte ich denn auch, daß sich Kathinka mit dem garstigen Herrn Maibus aus Bremen verlobt habe —“

„Siehst Du!“

„Da war ich denn wieder froher und freudiger.“

„Nur darum?“

„Schilt mich“, sagte Marie lächelnd, „ich verdien' es. Wie ich aber nach allem dem Dich gestern Nacht vor meinem Fenster sah —“

„Du hast mich erkannt?“

„Gewiß erkannte ich Dich. Ich wagte mich dann sogar, da meine Mama von dem Spiel des verrückten Kapellmeisters ganz hingerissen war, auf die Straße —“

„Du warst es, mein liebes, gutes Kind?“

„Als ich Dich nicht mehr sah, sprang ich wieder eiligst hinauf, aber mein Entschluß war gefaßt. Nun wußte ich ja, daß Du mich liebtest, und nun ahnte ich, daß Dir nur der Muth fehle, Dich wieder sehen zu lassen.“

„Gewiß, Marie“, sagte Gustav, indem er das Mädchen an sich zog, „fehlte mir der Muth.“

„Und warum? Konntest Du an meiner Liebe zweifeln? Konntest Du es wirklich über Dich bringen, mich während einer so langen, schrecklichen Zeit allein zu lassen? Meine Mama unterlag seit jenem Concertabend ganz dem Einflusse, den der Kapellmeister auf sie ausübte; sie wollte von nichts Anderem in der Welt mehr wissen und auch ich sollte jetzt erst recht für nichts Anderes mehr Theilnahme zeigen als für Musik. Aber Du, Du mußtest wissen, wie ich mich um Dich sorgte und grämte und wie mich der Kummer um Dich verzehrte. Wie fürchterlich war es, eine schlimme Nachricht um die andere zu vernehmen, von fremden Leuten zugetragen, ohne Theilnahme erzählt, von der Klatschsucht vergrößert, von der Böswilligkeit entstellt! Wie gern hätte ich von Dir nur ein einziges Wort gehört, Dir nur ein einziges Wort gesagt, aber Du kamst nicht. Weißt Du denn nicht, daß wir Frauen am liebsten Traurige trösten und Unglückliche heilen?

Weißt Du das nicht? Doch nun bin ich da, und Du sollst mir wieder genesen, sollst mir wieder ganz gesund und ganz glücklich werden."

„Wie gut bist Du!" sagte Gustav gerührt. „Aber denkst Du nicht daran, daß ich jetzt ein ganz Anderer bin als früher?"

„Ein Anderer? Bist Du nicht noch mein Gustav, der mir einst sagte, daß er mich liebe?"

„Ich bin arm, elend, unglücklich —"

„Und soll Dich meine Liebe nicht wieder reich, zufrieden und glücklich machen können?"

„Ich bin verfehmt, geächtet —"

„Wenn ich Dich in meinen Armen halte?"

„Es ist mir, als ob ich die Menschen auf immer fliehen müsse!"

„Und bin ich nicht darum gekommen, Dich ihnen wieder zuzuführen?"

„So vertrauend ich früher war, so angstvoll bin ich jetzt geworden. Ich fürchte die Zukunft, und oft überfällt mich ein Grauen, als sei noch nicht alles Unheil erfüllt und als müsse dem grausamen Geschick, das meinen Vater stürzte, das meine Mutter tödtete, auch ich noch zum Opfer fallen. Ich besitze den Muth nicht mehr, Andere glücklich machen zu wollen."

„Armer, armer Mensch! Wie hohe Zeit war es,

daß ich zu Dir kam! Du hast den Muth nicht mehr zum schönsten Thun des Menschen? O so sei Du es, der sich wieder von ihnen glücklich machen läßt, der —"

Ein heftiges Läuten an der Hausglocke schnitt ihr das Wort ab.

„Wer mag das sein?" fragte Marie erschrocken.

„Ich habe keine Ahnung."

„Man wird mich finden."

„Du mußt Dich verstecken. Rasch, tritt hier in das Zimmer, Du kannst hinter Dir abschließen."

Diese Worte waren im Fluge gesprochen worden, und kaum noch fand Gustav Zeit, der Fliehenden die Kapuze, die sie vorhin abgelegt hatte, nachzureichen, denn schon wurde die Glocke draußen wieder und wieder ungeduldig gezogen. Gustav hörte noch, wie Marie den Riegel hinter sich zuschob — es war seiner Mutter Wohnzimmer, in das er die Geliebte geborgen hatte — dann ging er, dem so ungestüm Einlaß Fordernden zu öffnen.

Wieder war es eine Dame, die Gustav zu besuchen kam, diesmal wirklich Kathinka.

Gustav erstarrte vor Schreck bis ins Innerste hinein, er vermochte kaum ein Wort der Begrüßung zu finden. Er hörte nicht die freundlichen Worte, die die

Kommende zu ihm sprach; er sah nicht das gewinnende Lächeln, das um ihren Mund spielte; er bemerkte nicht, wie sie ihre kleine Hand aus dem Muff zog und ihm entgegenbot. Er vermochte sich nicht zu fassen, daß sie, die Tochter des Mannes, den er haßte, den er verabscheute, daß Kathinka, der er höchstens wieder als Frau Maibus zu begegnen erwarten durfte, nun wirklich so plötzlich in seiner Junggesellenwohnung vor ihm stand. Und das Alles jetzt, da er Marie bei sich verborgen hielt!

Kathinka zog endlich ihre Hand zurück; sie schien beleidigt zu sein und sagte in gereiztem Tone:

„Einen Ueberraschten glaubte ich allerdings zu finden; nun sehe ich aber, daß ich Sie sogar erschreckt habe. Wenn ich Ihnen lästig bin, will ich mich sogleich wieder entfernen. Sie fordern mich nicht einmal auf, in das Zimmer zu treten —"

Gustav holte die versäumte Einladung nach, und Kathinka zögerte nicht, derselben Folge zu leisten.

„Ich war schon vor etwa einer halben Stunde hier", sagte sie, in das Zimmer tretend, „traf Sie aber leider nicht zu Hause."

„Man hat", erwiderte Gustav, der seiner wieder Herr geworden war, „mich davon in Kenntniß gesetzt, daß eine Dame mich zu sprechen wünschte, ich ver-

mochte aber durchaus nicht darauf zu kommen, wer mir wohl diese Ehre zugedacht habe.“

„An mich haben Sie also nicht gedacht?“ fragte Kathinka lachend.

„In der That nicht. Wollen Sie gefälligst Platz nehmen?“

„Wie? So förmlich begegnen Sie mir?“ rief Kathinka, ihn erstaunt ansehend. „Thun Sie doch, als hätten Sie eine Staatsvisite zu empfangen! Sie machen mir ganz Angst. Kommen Sie, setzen Sie sich zu mir und dann erzähle ich Ihnen, was mich zu Ihnen geführt hat.“

Gustav mußte gehorchen, ob er wollte oder nicht. Noch hörte er kaum, was Kathinka zu ihm sprach. Er lauschte nur besorgt, ob kein verrätherischer Laut aus dem anstoßenden Zimmer zu vernehmen sei; aber Alles war still, nichts rührte sich, und doch war Gustav sicher, daß der dort Verborgenen kein Wort von dem entgehen könne, was hier gesprochen wurde. Verzweifelnd ließ er sich neben Kathinka nieder, die nun die braune Pelzhaube vom Kopfe nahm und nebst dem umfangreichen Muff vor sich hin auf den Tisch legte. Bei dieser Gelegenheit verschob sich der schwere schwarze Sammtmantel, den sie trug, und die rothe Blouse ward sichtbar, die den vollen Oberkörper umspannte.

Die Lampe stand noch immer auf dem Ofen und ihr Dämmerlicht fiel schwach und ungewiß durch das heimliche Halbdunkel, das auf dem Zimmer lag.

Kathinka ließ ihren Blick einen Moment auf dem Boden ruhen; sie fuhr mit der Hand über die reiche Pelzverbrämung ihres Mantels, und trotz aller Sicherheit, mit der sie bis jetzt aufgetreten war, zeigte nun ihr schönes, von der Winterluft frisch geröthetes Antlitz eine leichte Verlegenheit, die sie indeß rasch zu bemeistern verstand.

Denn energisch hob sie plötzlich den Kopf und begann, wie sie versprochen, die Ursache ihres Besuchs auseinanderzusetzen.

Ach, was sie sprach, war fast das Nämliche, was vor wenigen Minuten Marie gesprochen hatte, und doch war es etwas so ganz Anderes! Auch sie schilderte, was sie während der schweren Prüfungen, die über Gustav gekommen waren, gelitten habe; auch sie versicherte, wie sehr sie die Gründe, aus denen Gustav sich von der Welt zurückgezogen halte, begreife; auch sie betheuerte, gekommen zu sein, um ihn wieder mit den Menschen zu versöhnen, und auch sie sagte, daß in dem Allem hinreichende Entschuldigung für ihren Besuch liege, der unter andern Umständen zudringlich, ja sogar unpassend erscheinen müsse.

Kathinka hatte warm und lebhaft gesprochen; sie hatte nur das gesagt, was sie wirklich erfüllte; sie hatte nicht übertrieben, sie hatte nur ihre wahren Empfindungen geschildert. Und doch, und doch! Sie hatte einige Male in ihrer Rede eine kurze Pause gemacht, vielleicht nur, um den Eindruck ihrer Worte auf Gustav zu beobachten, vielleicht auch nur, um diesem Gelegenheit zu geben, selbst das Wort zu ergreifen; dieser aber hatte immer geschwiegen und sie so gewissermaßen zum Weiterreden gezwungen. Nun schloß sie:

„Und weil, wie ich mit Schmerz sagen muß, mein Vater die nächste Schuld an all dem Ungeheuren trägt, das Sie betroffen, darum bin ich, seine Tochter, gekommen, um an Ihnen wieder gut zu machen, was noch gut gemacht werden kann, um zu sühnen, was gefehlt worden ist.“

„Ja, Ihr Vater!“ rief Gustav leidenschaftlich und von seinem Sitze aufspringend. „Er kann nicht eine Stunde ruhigen Schlummers mehr haben, wenn er sich klar dessen bewußt ist, was Alles er über mich und meine armen unglücklichen Eltern gebracht hat. Sie wollen sühnen, was verbrochen worden ist! An mir? Ich trage gern, was ein grausames Geschick über mich verhängt hat, wer aber sühnt, was an meinen Eltern gefehlt worden ist? Wer gibt meinem un-

glücklichen Vater seine Ehre wieder? Er ist todt, ist begraben — wie kann da vom Sühnen, wie kann da vom Gutmachen noch die Rede sein!"

Kathinka erschrak über das Ungestüm, mit welchem ihr Gustav geantwortet hatte. War das der ganze Erfolg ihrer Rede? Aber sie suchte sich zu fassen.

„Sie müssen", sagte sie, „meinem Vater verzeihen können. Er hat nur gehandelt, wie er nach seinem so unendlich strengen Rechtlichkeitsgefühl handeln zu müssen glaubte."

„Schön! Wissen Sie aber nicht, daß das unbeugsame Recht in unserem Leben, das doch nur ein Stückwerk ist, zur abscheulichsten Ungerechtigkeit führen kann, und daß eine unduldsame Gewissenhaftigkeit tödtet, statt zu retten, und daß sie zum Verbrechen wird, statt eine Tugend zu bleiben?"

„Ich glaubte nicht", sagte Kathinka vorwurfsvoll, „Sie noch so bitter zu finden."

„Sie haben Recht, ich ließ mich von meinen Gefühlen hinreißen. Entschuldigen Sie mich, mein Betragen ist Ihnen gegenüber doppelt unstatthaft."

Mit diesen Worten ging Gustav hastig im Zimmer auf und ab, und man konnte leicht erkennen, welche Mühe es ihn kostete, seiner Empfindungen Herr zu werden.

Kathinka sah, in die Ecke des Sophas zurückgelehnt, ihm bekümmert nach. Jetzt sagte sie:

„Sie können doch gewiß nicht die Tochter entgelten lassen, was der Vater gefehlt hat!"

„Nein, gewiß nicht", unterbrach Gustav sie heftig.

„Wenn ich nun selbst komme, Ihnen die Hand zur Versöhnung zu bieten, dürfen Sie sie zurückstoßen? Dürfen Sie das, wenn Sie bedenken, daß ich, indem ich diesen Versuch wage, selbst den Zorn meines Vaters nicht scheue?"

„Daran thun Sie unrecht, Fräulein", versetzte Gustav schneidend. „Sie könnten bei solchem Spiele auf der einen Seite Alles verlieren und auf der andern nichts gewinnen. Halten Sie Freundschaft mit Ihrem Vater, er ist ein rechtschaffener Mann."

Kathinka's Herz zog sich schmerzhaft zusammen; was sie eben gehört hatte, klang wie eine bittere Beleidigung. Eine solche hatte sie nicht verdient. Thränen stiegen ihr in die Augen, aber das Zimmer war dunkel und Gustav konnte es nicht sehen, wie tief sich Kathinka von ihm verletzt fühlte. Er sollte es auch nicht; sie nahm all ihre Kraft zusammen und sagte in erzwungenem Scherze:

„Seit wann sind Sie ein so vortrefflicher Rechenmeister geworden? Wenn ich nun aber diese Gefahr

doch wagen, wenn ich, wie Sie sich ausdrückten, wirklich Alles gegen nichts setzen wollte?"

Gustav wandte sich rasch; die Hartnäckigkeit des Mädchens überraschte ihn. Mit leichtem Spotte sagte er:

„Ah, was würde dann Herr Maibus sagen?"

Das war es? Nun wußte Kathinka, woran sie war. Wie ein Blitz der Freude zuckte es aus ihrem Auge. Sie schalt sich eine Thörin, daß sie sich so lange hatte von Gustav können täuschen lassen. Sie, die sich immer gerühmt hatte, den Herzen der Männer bis auf den Grund zu sehen, sie hatte bis zu diesem Augenblick sich blenden lassen, sie hatte verkennen könneo, daß es nur das Gefühl der Eifersucht war, das den unbarmherzigen Reden Gustav's zu Grunde gelegen! Wie, nur um den Bremer Handelsherrn handelte es sich noch? Nur dieser konnte sich rühmen, noch zwischen ihr und Gustav zu stehen? Nur dieser? Der war zu beseitigen.

Alles das war die Ueberlegung eines Augenblicks.

„Herr Maibus?" sagte sie jetzt gelassen. „Wie kommen Sie auf ihn?"

Gustav lächelte.

„Sie sind", sagte er, indem er vor Kathinka stehen blieb, „doch mit diesem Herrn verlobt! Sie müssen es meiner augenblicklichen Ueberraschung zuschreiben, wenn

ich Ihnen nicht gleich bei Ihrem Eintreten Glück wünschte."

Kathinka brach in ein helles Gelächter aus.

„Sie träumen, lieber Gustav. Wie kommen Sie zu solchen Ideen?"

„Wie? Ich hätte mich geirrt?"

„Sicher."

„Die ganze Stadt spricht davon."

„Die Stadt", scherzte Kathinka, „hat auch schon andere junge Leute als Verlobte bezeichnet, und nur die beiden, die es zunächst anging und die es vielleicht wohl verdient hätten, haben nichts davon gewußt."

„Wie schade!" rief Gustav, dem die Nebenbeziehung, mit welcher Kathinka gesprochen hatte, nicht entgangen war, und lachte dabei in so offener, heiterer Weise, daß Kathinka nichts Verletzendes darin sehen konnte.

Sie lachte im Gegentheile, zufrieden, daß ihre scherzhafte Wendung wenigstens für den Augenblick Gustav's Mißstimmung verscheucht hatte, dessen letzte Worte wiederholend, herzlich mit und blickte ihr Gegenüber in jener schalkhaften, muntern Weise an, die bei ihr, wie sie wußte, für unwiderstehlich galt.

Aber Gustav war auf seiner Hut; er sagte:

„Mußte ich, was sich die Stadt erzählte, nicht selbst glauben, nachdem ich Sie im Concert in so ungezwungener Weise mit Herrn Maibus verkehren gesehen?“

Kathinka lächelte wieder.

„Sie mögen Recht haben“, sagte sie.

„Herr Maibus selbst schien seiner Sache so sicher zu sein, und dann, leistet er Ihnen nicht alltäglich mit der Pünktlichkeit eines Bräutigams zu Ihrer Theestunde Gesellschaft?“

„Wie genau Sie unterrichtet sind!“ spottete Kathinka.

„Sie kennen die Klatschhaftigkeit unserer kleinen Stadt.“

„Gewiß, gewiß.“

„Und wenn die eben erwähnte Thatsache ihre Richtigkeit hatte, so mußte man wohl oder übel auch dem sich daran hängenden Gerüchte Glauben schenken.“

„Mußte man?“ spottete Kathinka wieder und setzte dann, indem sie sich wieder angelegentlichst mit ihrer Pelzgarnitur zu schaffen machte, etwas zögernd bei: „Und was hat man in der Stadt dazu gesagt?“

„Ah“, lachte Gustav, „man hat Herrn Maibus bewundert.“

„Ich verstehe“, sagte das Mädchen leicht erröthend; „und Sie, was dachten Sie davon?“

„Ich? Des Volkes Stimme ist Gottes Stimme! Ich glaubte keine Ausnahme machen zu dürfen.“

„Sie sind abscheulich“, zürnte Kathinka, „und“, fuhr sie mit langsamer Betonung fort, „doch sehr mit Unrecht.“ Dabei hielt sie den Blick gesenkt und strich mit der kleinen Hand wieder und wieder über das glatte Pelzwerk. Plötzlich aber hob sie den Kopf und sagte, indem sie Gustav voll ansah, rasch: „Denn wie, wenn ich nun allen diesen schlimmen Verdacht nur Ihretwegen auf mich geladen hätte?“

„Meinetwegen?“

„Wenn ich nur Ihretwegen Herrn Maibus eine, wie es den Anschein hat, vertraulichere Annäherung gestattet hätte? Wenn ich nur Ihretwegen noch heute die unerträgliche Gesellschaft dieses Herrn ertrüge?“

„Sie sehen mich auf das äußerste erstaunt; ich verstehe Sie nicht.“

„Setzen Sie sich wieder zu mir“, bat Kathinka; „ich will Ihnen dann Alles erzählen und Sie sollen mich verstehen lernen.“

Während Gustav ihrer Aufforderung Folge leistete, fuhr sie sich langsam mit der schmalen Hand über die Stirn, wie wenn sie nachsänne oder es

sie Mühe kostete, offen zu sprechen; dann erinnerte sie mit wenigen Worten an die Tage, welche dem Tode von Gustav's Vater vorausgegangen waren, und fuhr endlich fort:

„Ich bat Sie damals, noch nicht alle Hoffnung aufzugeben. Denn wenn ich Ihnen auch schreiben mußte, daß meinem Vater gegenüber alle Bemühungen fruchtlos gewesen seien, so sah ich doch darin noch keinen Grund zum völligen Verzweifeln. Kurz gesagt, ich warf meine Augen auf Herrn Maibus und hatte mich in meiner Voraussicht nicht getäuscht. Rascher, als ich gehofft, und mit weniger Mitteln, als ich erwartet hatte, gelang es mir, meinen schmachtenden Seladon vollkommen zu meinem Sklaven zu machen und ganz für mich zu gewinnen. Ein unbestimmter Preis, den ich in entfernte Aussicht stellte, brachte ihn bald dahin, sich unbedingt meinen Wünschen zu fügen und zuletzt sein Bankhaus zu veranlassen, daß es für Ihren Vater umfassende Bürgschaft übernahm. Wenn die bezügliche Depesche zu spät an ihre Adresse gelangte, so kann weder ich noch Herr Maibus dafür verantwortlich gemacht werden."

„Wäre es möglich?" rief Gustav bestürzt. „Diese Depesche rührte von Ihnen her?"

„Oder doch von Herrn Maibus."

„Mein Gott, Kathinka, wie vermag ich Ihnen zu danken! Sie waren es, die wirklich meinen Vater noch zu retten suchte? Wie gut haben Sie es gemeint!“

„Leider“, versetzte das Mädchen, das triumphirend die Wirkung ihrer Mittheilung auf Gustav wahrnahm, „hat mein guter Wille nicht helfen sollen und Ihr Vater fiel.“

„Ja, er hatte den Himmel selbst zum Feinde; aber wie sehr bin ich von Ihnen beschämt! Wie sehr habe ich Ihr gutes, edles Herz verkannt!“

„Sehen Sie“, lächelte Kathinka, „ich hatte wohl Ursache, zu Ihnen zu kommen und mich vor Ihnen zu rechtfertigen; doch wahrlich, reich genug entschädigt mich dieser Augenblick.“

Sie hatte das so sehr im Uebermaß ihrer eigenen Bewegung gesprochen, daß Gustav befremdet zu ihr aufsah. Wie ein Blitz traf ihn der warme, nichts mehr verbergende, Alles gestehende Blick aus ihrem Auge, und nun erst zog eine Ahnung davon, einer wie schweren Selbsttäuschung Kathinka sich auch jetzt noch hingebe, durch seine Brust. Er war betroffen, darauf war er nicht mehr gefaßt gewesen. Doch gelang es ihm, ruhig zu bleiben, und er fragte nach einer kaum merklichen Pause:

„Und wie stehen Sie mit Maibus?"

„Ich habe dem, was Sie vorhin selbst von meinen Beziehungen zu ihm zu erzählen wußten, nichts hinzuzufügen."

„Er hofft Ihre Hand zu erhalten?"

„Ja."

„Sie haben sie ihm versprochen?"

„Nein; ich habe ihm nur die Möglichkeit, sie zu gewinnen, näher gerückt, als er es sich je durfte träumen lassen."

„Kathinka, Sie treiben ein gefährliches Spiel."

„Sie sind es, der mich dazu verleitet hat."

„Ich möchte nimmermehr die Verantwortlichkeit dafür übernehmen."

„Sie können ihm ein Ende machen."

„Wahrhaftig, ich habe kein Recht, mich einzumischen."

„Kein Recht! Kein Recht!" rief Kathinka leidenschaftlich; ihre Brust hob sich und sie hielt ihr dunkles blitzendes Auge durchdringend auf Gustav geheftet. Dann sagte sie mit gespannter Miene, indem sie sich die braunen Locken aus der Stirn zurückstrich:

„Und wenn ich Ihnen dies Recht gebe?"

Gustav erkannte, daß Alles zur Entscheidung kommen müsse und versetzte darum, indem er sich zu ihr

bog und seine Hand auf die ihrige legte, in ernstem Tone:

„Ich würde Ihnen für Ihr Vertrauen danken müssen, aber ich vermöchte es nicht anzunehmen.“

„Wie?“ rief Kathinka und der beleidigte Stolz leuchtete wieder aus ihrem Auge, doch sie beherrschte sich rasch; sie umfaßte seine Hand und sagte:

„Gustav, es ist noch immer etwas zwischen uns, das uns trennt. Wahrlich, es ist nicht mädchenhaft von mir, daß ich gekommen bin, Sie mir wiederzugewinnen. Aber es sei; ich habe nie viel Rücksicht auf die Schranken und Grenzen genommen, die man uns Frauen so eng gezogen hat. Ich brauche Ihnen das nicht zu sagen, Sie kennen mich ja. Ich begreife nicht, warum wir Frauen allüberall nur geduldig hoffen und harren, warum wir, wenn es die Umstände erheischen, nicht auch sollen eingreifen und handeln dürfen. Ich begreife nicht, warum wir alles Glück nur empfangen, warum wir es nicht auch uns erkämpfen sollen. Ich liebe das Hindämmern nicht, ich muß streiten und wagen dürfen. Wenn ich lieben soll, so muß ich auch um Liebe werben dürfen. Ich kann nicht lieben wie Andere, die nur in Träumen, in süßer Erwartung, in bangem Hoffen lieben. Das ist nicht die wahre Liebe, Liebe besteht nur durch Gegenseitig-

keit. Ich kann nicht an die Liebe denken, wie ich an die Natur denke, wie ich an alles Große und Schöne auf der Erde denke, an Blumen und Sterne, an Sonne und Meer. Ich muß — doch ersparen Sie mir, Ihnen zu sagen, was ich mir selbst nur in der Dunkelheit, in der einsamsten Stunde zu gestehen wage. Muß ich Sie aber heute an jenen frohen, glücklichen Abend erinnern, da Ihr Vater seinen Geburtstag feierte? Damals waren Sie oder schienen Sie wenigstens glücklich, wenn Ihnen ein Lächeln nur von mir die Aussicht auf ein Recht eröffnete, das Ihnen damals göttlich dünkte und das Sie heute von sich stoßen."

„Kathinka!"

„Lassen Sie mich aussprechen!" rief das Mädchen lebhaft und hingerissen von der Macht ihrer Empfindungen. „Ich muß Ihnen in dieser Stunde Alles sagen, was mein Herz bedrückt. Denn ich durchschaue Sie; ich weiß, was Sie mir entfremdet hat, was Sie fern von mir hält — es ist falsche Scham, es ist falscher Stolz."

Gustav wollte die Sprechende wieder unterbrechen, sie wehrte ihn aber bestimmt ab und fuhr fort:

„Wie ich sagte, es ist falscher Stolz, der Sie mir aus dem Wege gehen läßt. Damals standen Sie auf sicherem Boden, im Glanze des Glücks, von allen beneidet, von vielen begehrt. Ein ungeheures Schicksal

ließ Sie fallen, vor den Augen der Menschen, vor den Augen derjenigen, die den Geist nur in Verbindung mit Hab und Gut, den Charakter nur in Verbindung mit Reichthum, den Stolz nur in Verbindung mit Glück können gelten lassen. Das empfanden Sie, das mußten Sie empfinden, und darum haben Sie sich zurückgezogen und sich in sich selbst verschlossen. Darum auch verzichteten Sie auf eine Werbung, auf die Sie nicht mehr das Recht zu haben glaubten wie früher. Damals selbst glücklich, hatten Sie auch den Muth, dem Glück Anderer in das Auge zu sehen, und jetzt — o mein Gott, war es möglich, daß Sie mich für so klein, für so niedrig denkend hielten?"

Bei den letzten, mit unterdrückten Thränen gesprochenen Worten hatte sich Kathinka erhoben und stand nun Gustav, der ihr gefolgt war, Auge in Auge gegenüber, aber sie, die Stolze, wie eine Bittende, wie eine Flehende. Sie hatte ihre Rede mit der Sicherheit im Ausdruck begonnen, die ihr immer eigen war. Sie hatte sich nicht unterbrechen lassen, denn sie hatte ihrem lange gequälten und gepreßten Herzen Luft schaffen müssen; sie hatte lange auf diesen Augenblick gehofft, der die drückende Last von ihr nehmen sollte; sie hatte sich lange nach dieser Stunde gesehnt und ihr Auge hatte darum geleuchtet, während sie sprach,

und ihr Herz hatte siegesfreudig geschlagen. Aber auf einmal war es über sie wie eine Entmuthigung gekommen, sie wußte nicht warum. Es war ihr plötzlich, wie einem Vogel sein muß, dem im kühnsten Fluge die Schwingen gelähmt werden. Ein namenloses Zagen hatte sie ergriffen, nur mit Mühe hatte sie die letzten Worte herauspressen können, und nun stand sie vor ihm, furchtsam und verzagt. Sie schien sich nicht mehr ihrer Schönheit bewußt, welche bisher doch nur zu herrschen gewohnt war; sie schien es nicht zu sehen, wie Gustav's Blick über ihre herrliche, im ungewissen Licht und in der Aufregung des Augenblicks doppelt verführerische Gestalt hinirrte; ihr ganzer Stolz war gebrochen, um ihre Lippen zuckte es krampfhaft und ihr thränenfeuchter Blick hing nur an seinem Munde, von dem sie bang Entscheidung erwartete.

Gustav war sich der Lage vollkommen bewußt; ein wilder Gedanke zuckte durch sein Haupt, wie er das schöne, stolze Mädchen so kraftlos, so widerstandslos, so bittend vor sich sah. Wenn ihr Vater sie in dieser Stunde gesehen hätte! Gustav's Auge blitzte seltsam auf; Kathinka war ihm nie so reizend erschienen als jetzt, da sie sich ganz in seine Hand gegeben hatte. Nun konnte er an dem reichen, herzlosen Kauf-

herrn Rache üben; nun konnte er ihn an der Stelle verwunden, wo er am ersten tödtlich zu verwunden war. Was kostete das ihn? Nur ein wenig Heuchelei, sonst nichts, und Kathinka mußte noch tiefer sinken, noch elender, noch unglücklicher sein, als sie war. Ein teuflischer Gedanke! Er wußte nicht, welcher Dämon ihn in seiner Brust gezeugt hatte — er hatte ihn sogleich getödtet, erstickt; es war nur ein Augenblick gewesen.

Jetzt stand er an den Ofen gelehnt, die Hand auf die heiße Stirn gepreßt, dumpf vor sich hinblickend.

Muthlos wandte sich Kathinka und griff zu Muff und Haube, wie um zu gehen.

„Nun?" sagte sie dann schüchtern. „Haben Sie mir nichts zu sagen?"

Da fuhr Gustav in die Höhe.

„Kathinka", sagte er, „Sie haben mir eine schwere Stunde bereitet, schwerer, als Sie glauben. Und was noch schlimmer ist, Sie werden mit Abscheu von mir gehen. Sie haben mich an alles das erinnert, was einst — ich gestehe es — mit frohen Träumen mein Herz erfüllte. Aber alles das ist nicht mehr. Sie haben mir noch einmal den ganzen hohen Sinn, den ganzen Reichthum Ihrer Seele gezeigt, den ich einst bewunderte, aber, Kathinka, ich habe keinen Theil mehr

an ihm Hassen Sie mich, fliehen Sie mich — ich, ich kann es nicht sein, den Sie einst glücklich machen werden; ich kann, ich darf es nicht sein."

Damit schritt er gegen das Fenster, die gewaltige Erschütterung zu verbergen, die schon bei den ersten Worten seine Stimme zittern gemacht hatte.

Kathinka aber war halb ohnmächtig zum Tische zurückgewankt; alles Blut war aus ihren Wangen gewichen; regungslos, todtenbleich stand sie da, mit der einen Hand sich an die Tischplatte anklammernd, mit der andern krampfhaft das klopfende Herz pressend. Ihr Haupt hielt sie leicht vorgebeugt, als wenn sie noch irgend etwas Schreckliches erlauschen wolle; ihr großes Auge leuchtete zu Gustav hinüber und ihre Lippen bewegten sich kaum, als sie mit leiser, tonloser Stimme fragte:

„Sie sind nicht mehr frei?"

Gustav wandte sich.

„Sie haben es gesagt", antwortete er.

„Weh mir! Was habe ich gethan!" schrie Kathinka und bedeckte laut aufweinend ihr Gesicht mit beiden Händen.

Gustav wollte zu ihr eilen; aber ehe er sie erreicht, hatte sie sich aufgerafft und war aus dem Zimmer geflohen.

Gustav wollte nicht weiter folgen; er hörte noch die flüchtigen Schritte des unglücklichen Mädchens auf der Treppe, dann wandte er sich mit düsterem Sinnen wieder zum Fenster und stand mit verschränkten Armen, durch die angelaufenen Scheiben in die dunkle Winternacht blickend.

Da fühlte er leise seine Schulter berührt.

Es war Marie, die sich unhörbar aus ihrem Versteck hervorgewagt hatte.

„Ist sie endlich fort?" fragte die Kleine.

„Ja, sie ist fort, Gott sei Dank! Und nun erst bist Du ganz und auf immer mein!" rief Gustav, die Geliebte an sein Herz ziehend.

„Wie habe ich mich dort im Zimmer gefürchtet!" sagte Marie. „Kathinka war so lebhaft, so aufgeregt."

„Du hast Alles gehört?"

„Ach ja. Und doch bedaure ich die Arme. Sie liebt Dich wirklich."

„Soweit sie lieben kann."

„Wie das?"

„Kathinka besitzt Geist und Bildung, sie hat auch Gemüth, sie kann gut sein —"

„Das ist sie."

„Aber doch geht durch Alles, was sie thut, ein

selbstischer Zug und klingt aus Allem wieder, was sie sagt."

„Du magst Recht haben."

„Dieser Zug ist es auch, der sie bei der Energie ihres Denkens und bei der Lebhaftigkeit ihres Empfindens über die Schranken hinwegreißt, die sie als für sich bestehend nicht annimmt. Er ist es, der ihren Stolz bis zur unglaublichen Höhe schraubt und der sie nimmermehr an die Möglichkeit einer Selbsttäuschung glauben läßt. Ihr Wesen blendet, aber erwärmt nicht. Sie besitzt nicht die Gabe, glücklich zu machen, noch die, sich selbst jemals glücklich zu fühlen."

„Was mag sie jetzt beginnen?"

„Sollen wir uns darum grämen?"

„Nein, nein, ich gewiß nicht; bist Du mir nicht heute zweimal wiedergeschenkt worden? Habe ich nicht alle Ursache, freudig und glücklich zu sein? War mir doch vorhin, Du müßtest jeden Herzschlag von mir hören, wenn ich, um keine Silbe Eures Gesprächs zu verlieren, mein lauschendes Ohr begierig und angstvoll zugleich an die Thür legte. Und wie abscheulich ist es von Kathinka, mir so viel von der kostbaren Zeit abzustehlen, die ich Dir schenken darf."

„Deine Mutter ist allein zu Hause?"

„Sie glaubt mich bei einer Dame, die wir jüngst

kennen lernten. Aber ich wette, sie hat mich schon längst vergessen! Der verrückte Kapellmeister ist bei ihr und beide plaudern von Musik."

Jetzt erst, nachdem der Würfel zwischen ihm und Kathinka unabänderlich gefallen war, fühlte Gustav wieder ganz das Glück, das sein eigen war. Er konnte sich nicht satt sehen an der Geliebten, er konnte sich nicht satt hören an dem muntern Geplauder, das von ihren Lippen floß, bis beide jene heilige Stille umfloß, die man durch ein Wort zu entweihen fürchtet, und in der man nur noch auf den Athemzug der Geliebten lauscht. Da rief plötzlich Marie, auf den Ofen deutend, und sich erschrocken in die Höhe hebend:

„Gib Acht, die Lampe wird verlöschen!"

Gustav aber drückte das Haupt des Mädchens sanft wieder nieder und beruhigte sie.

„Laß das", sagte er; „die Dunkelheit gehört der Liebe."

In demselben Augenblick sank das, wie es schien, allzu spärlich genährte Licht der Lampe in sich zusammen und nur das milde, zauberhafte Silberlicht des Mondes, der inzwischen hinter den Häusern hervorgekommen war, zitterte durch das kleine Gemach, das die beiden Liebenden einschloß.

Kathinka verbrachte eine schlaflose Nacht; die wi-

derstrebendsten Empfindungen bekämpften sich in ihrem leidenschaftlichen Herzen; Haß und Liebe stritten sich um sie und vor allem war es ihr gedemüthigter Stolz, der sie um Rache und Genugthuung anschrie. Sie war auf das tiefste verletzt, auf das tiefste beleidigt; sie hatte es erfahren müssen, daß sie den höchsten Preis, den ein Weib einem Manne bieten kann, bot und daß dieser Preis zurückgewiesen wurde. Wie lichte Glut schlug es über ihr zusammen und in ohnmächtigem Zorn zerknitterte sie mit ihrer kleinen Faust die Kissen, auf denen sie sich schlummerlos wälzte. Sie sagte sich, daß sie unerhört betrogen, daß ihr eine unendliche Schmach angethan worden sei. Sie sagte sich, diese Schmach treffe sie um so schwerer, je mehr sie selbst, das heiße Ziel ihrer Wünsche zu erreichen, aus den Schranken ihres Geschlechts herausgetreten sei. Sie sagte sich, daß man diese Schranken nur dann unverhöhnt hinter sich lasse, wenn man des zu erreichenden Sieges sicher sei, und sie sagte sich, daß diese Niederlage sie mit einem Mal von der schwindelnden Höhe des Pfades gestürzt habe, auf dem sie so sicher zu wandeln gewähnt habe. Ihre ganze Seele bäumte sich gegen die Schmach eines solchen Sturzes, und doch, sie hatte diesen Sturz gethan. Ein lauter Jammerschrei entfuhr ihren Lippen, und von den Fol-

tern einer unsagbaren, fruchtlosen Reue gepackt wand sie sich auf ihrem Lager.

Ihre Liebe zu Gustav war, wie sie sich sagte, in Haß, in Abscheu verwandelt, aber mehr als ihn haßte sie die unschuldige Urheberin ihrer Niederlage, ihrer Schande, Marie Bardeles, die blasse, schwärmerische Klavierspielerin. Daß Gustav für diese zärtliche Anwandlungen gezeigt hatte, war ihr ja wohl nicht unbemerkt geblieben; aber sie hatte darin doch nur eine jener flüchtigen Passionen sehen wollen, mit denen Schmetterling Gustav sich gern die Langeweile des Augenblicks vertrieb. Wie wäre ihr je in den Sinn gekommen, daß die kleine Katzenmarie mit ihr, Kathinka Hollbein, in die Schranken zu treten wage! Zu allem Ueberfluß hatte sie in Erfahrung gebracht, daß auch Frau Bardeles nach dem unerwarteten Ende des alten Wohlmuth ihre Beziehungen zu dessen Familie kurzweg abgebrochen habe, wie hätte also noch eine eitle Furcht ihr Herz beschleichen sollen!

Und doch!

Denn als sie sich aus Gustav's Wohnung geflüchtet, war sie auf die Frau des Gärtners gestoßen, welche mit dem brennenden Licht in der einen, mit dem Schlüsselbund in der andern Hand eben aus ihrem neben der Treppe gelegenen Zimmer trat. Ka-

thinka ließ rasch den Schleier fallen und wollte vorübereilen. Die Alte aber fragte:

„Kann ich die Thür schließen, Fräulein, oder ist die andere Dame noch oben?“

„Die andere Dame?“ Kathinka blieb stehen. „Von wem sprechen Sie?“ fragte sie hastig.

„Vor Ihnen war bereits eine andere Dame zu Herrn Wohlmuth gekommen.“

„Wie sah sie aus?“

Die Alte machte eine Beschreibung, die vollkommen auf Marie Bardeles paßte. Kathinka hatte im ersten Augenblick an sie gedacht; sie hätte auf Marie Bardeles geschworen, auch wenn die Beschreibung der Frau nicht gepaßt hätte.

„War die Dame schon öfter hier?“ fragte sie erregt weiter.

„Meines Wissens nicht.“

„Sie können schließen; die Dame muß vor mir das Haus verlassen haben.“

Damit schritt Kathinka auf die Straße; sie hatte wirklich keine Ahnung davon, daß Gustav ihre Nebenbuhlerin oben verborgen gehalten habe.

Nun aber wallte ihre Entrüstung maßlos über; sie schalt Marie eine vollendete Heuchlerin, eine abgefeimte, durchtriebene Person. Wenn sie, Kathinka,

Gustav aufsuchte, so wußte sie, daß am Ende Jedermann ihr ein solches Wagestück zutraute; aber Marie, die in Gesellschaft so schüchtern that, daß sie auch die unschuldigste Frage, die man an sie richtete, nur mit Erröthen beantwortete?

Am Morgen, da sich Kathinka matt und abgespannt von ihrem Lager erhob, hatte sie ihren Entschluß gefaßt. Sie eilte, ihre Morgentoilette so rasch wie möglich abzuthun, und fragte dann ihr Kammermädchen, eine niedliche Blondine:

„Du hast eine leidlich hübsche Handschrift?“

„Meine Liebhaber“, antwortete die Gefragte keck, „bewundern dieselbe noch, wenn sie längst aufgehört haben, an das Geschriebene zu glauben.“

Kathinka schien die Antwort gar nicht gehört zu haben.

„Es ist gut“, sagte sie zerstreut; „nimm eine der Federn dort von meinem Secretär und schreibe, was ich Dir dictire.“

Die Zofe that, wie ihr geheißen war.

„Die Adresse?“ fragte sie dann.

„An Frau Bardeles hier“, versetzte Kathinka, indem sie das Couvert aus der Enveloppe nahm. „Du bringst“, setzte sie bei, „das Billet sogleich zur Stadtpost. Daß Du zu schweigen hast, brauche ich Dir nicht erst zu sagen.“

„Ich verstehe“, sagte die Blondine pfiffig und ging.

In den Mittagsstunden des nächsten Tages lag Kathinka nachlässig auf dem Divan des mit ausgesuchter Pracht geschmückten Salons. Sie mochte versucht haben zu lesen; aber nun war das Buch, ohne daß sie es merkte, ihrer Hand entsunken und sie blickte nachdenkend vor sich hin. Sie schien mit ihrem Geiste ganz wo anders zu sein, sie hörte nicht einmal, daß es klingelte.

Ihr Kammermädchen trat ein.

„Frau und Fräulein Bardeles“, meldete sie, „wünschen ihre Aufwartung zu machen.“

„Frau Bardeles?“ rief Kathinka und fuhr in die Höhe. „Ich bin nicht zu Hause, ich will sie nicht sprechen.“

„Ich sagte aber“, entgegnete das Mädchen verlegen, „daß das Fräulein zu Hause sei.“

„Wie ungeschickt!“ rief Kathinka zornig. „Geh', sage, Du habest Dich geirrt. Ich bin für Frau Bardeles nicht zu Hause, ich will sie nicht sehen, ich will nichts von ihnen wissen.“

In großer Erregung schritt Kathinka durch den Salon.

„Nun?“ fragte sie gespannt, als das Kammermädchen zurückkam.

„Die beiden Damen haben diese Karten abgegeben und bedauern um so mehr, das Fräulein nicht gesprochen zu haben, als sie heute Abend die Stadt verlassen, um nach Berlin zu reisen."

„Um nach Berlin zu reisen?" rief Kathinka jubelnd. „Nach Berlin, sagst Du? Gib die Karten, schnell! Wahrhaftig, pour prendre congé! Nun, Glück auf die Reise! Glück auf die Reise, kleine Katzenmarie! Mein Billet hat rascher gewirkt, als ich hoffte."

VII.

Das Billet, das Kathinka ihrem Kammermädchen dictirt hatte, war in den Nachmittagsstunden desselben Tages, an welchem es auf die Post gegeben worden war, richtig in die Hände der Frau Bardeles gelangt. Es hatte nur folgende Zeilen enthalten:

„Madame! Ein Reicher hütet seine Edelsteine und eine Mutter ihre Tochter. Ein Freund Ihres Hauses glaubt Sie darauf aufmerksam machen zu müssen, daß die späte Abendluft hübschen Wangen gefährlich ist. Man kann eine große Künstlerin sein und von dem Schicksal doch rauh behandelt werden. Madame, haben Sie Acht auf Ihren Edelstein."

Als Frau Bardeles das Billet gelesen, steckte sie es ruhig in ihre Tasche.

„Wer schrieb Dir?“ fragte Marie, die am Klaviere saß, mit den unvermeidlichen Fingerübungen beschäftigt.

„Die Kleidermacherin theilt mir mit, daß sie verhindert sei, nächste Woche zu uns zu kommen.“

Nach diesen Worten langte Frau Bardeles brillengerüstet wieder nach ihrer Näharbeit, während Marie, ohne das Verhängniß zu ahnen, das über ihrem Haupte schwebte, die unterbrochenen Fingerübungen wieder aufnahm.

Mit dem Abend war denn auch Kapellmeister Bartholomäus Gigengaugl gekommen. Seit dem riesigen Erfolge der Eisenbahnsymphonie rechnete es sich Frau Bardeles aus Hannover zur besondern Ehre, den Mann des Tages zur Theezeit bei sich zu sehen. Ja, ihre Verehrung ging sogar so weit, daß sie es bis zur Stunde noch nicht gewagt hatte, Herrn Gigengaugl an die Rückzahlung jenes Vorschusses zu erinnern, den sie ihm gelegentlich des Concertes gemacht hatte. Herr Bartholomäus Gigengaugl selbst hatte natürlich diese Kleinigkeit schon längst vollkommen vergessen.

Im Augenblick, da Frau Bardeles den Auftrag gab, den Thee zu serviren, bat Marie mit etwas verlegener Miene um die Erlaubniß, die nämliche Dame besuchen zu dürfen, bei der sie den gestrigen Abend verbracht·

Ueber das Gesicht der Frau Bardeles glitt ein eigenthümlicher Ausdruck.

„Du hast es versprochen?“ fragte sie.

„Ja“, antwortete Marie, den Kopf gesenkt und in ihrer unleugbaren Verwirrung den Rücken der Katze streichelnd, die schnurrend auf ihrem Schooße lag.

„Dann geh', mein Kind.“

Und Marie ging.

Kaum aber hatte sich die Thür hinter ihr geschlossen, als Frau Bardeles das Billet, welches sie vor wenigen Stunden empfangen, hervorzog und unter so eifrigen Erklärungen dem verblüfften Kapellmeister zeigte, daß alle die Locken und Löckchen auf ihrem Haupte nickten und wackelten, als ob sie lebendig geworden wären.

Rasch genug aber hatte sie den ehrenwerthen Kapellmeister gezwungen, sich von seinem namenlosen Erstaunen zu erholen; sie verstand ihm klar zu machen, was er zunächst zu thun habe, drückte ihm Hut und Mantel in die Hände und ihn endlich selbst zur Thür hinaus, daß er eile, die Spur ausfindig zu machen. Ach, Herr Bartholomäus Gigengaug'l hatte zu gute Gründe, den Wünschen und Ansinnen der Frau Bardeles aus Hannover keinen Einwand entgegenzusetzen.

Schon am nächsten Morgen erfuhr dann letztere,

daß ihre Tochter auf der Promenade vor der Stadt mit einem Herrn zusammengetroffen und mit diesem wohl eine halbe Stunde im Mondenschein herumspaziert sei. Nach dieser Zeit müsse Marie wieder nach Hause gekommen sein; Frau Bardeles bestätigte dies. Wer der Herr gewesen sei, traute sich der Kapellmeister, der vermuthlich keinen Grund gehabt, sich allzu nahe hinzuwagen, nicht mit Bestimmtheit anzugeben; doch glaubte er den jungen Wohlmuth erkannt zu haben. Mit um so größerer Sicherheit behauptete er von dem Schnupfen sprechen zu können, den er sich, in dem tiefen Chausseegraben von einem Baume zum andern springend, aus lauter Dienstfertigkeit für Frau Bardeles geholt habe. Diese war durch die ihr gewordene Mittheilung nicht überrascht; war ihr das mehr selbstständige Auftreten Mariens schon längst nicht mehr entgangen, so hatte sie auf die Warnung hin, die ihr durch das anonyme Billet geworden war, erst recht dergleichen erwartet und hatte denn auch, ihrer stets zum Handeln drängenden Natur folgend, bereits ihren Entschluß gefaßt. Sie gab ihrem ehrenwerthen Hausfreunde die Versicherung, daß für ein gutgeartetes Mädchenherz nichts verführerischer scheine als der Traum, einen jungen Mann, der unglücklich sei oder doch sich als unglücklich gebe, durch die Liebe wieder mit

sich und der Welt zu versöhnen. Eine solche Schwärmerei scheine jetzt ihre Marie erfaßt zu haben, uneingedenk des großen Berufs, den sie von der Natur selbst empfangen. Am besten sei es darum, einen längst gehegten Plan sofort zur Ausführung zu bringen und noch am nämlichen Tage nach Berlin abzureisen. Da die persönliche Empfehlung des Kapellmeisters bei den verschiedenen Klaviervirtuosen, denen Frau Bardeles ihre Tochter als Schülerin zur letzten Ausbildung noch zuzuführen gedachte, nur angenehm sein konnte, so lud sie denselben ein, sie zu begleiten, und erklärte sich im Drängen des Augenblicks sogar bereit, ihn für den Nothfall mit der entsprechenden Anzahl von Thalerscheinen flott zu machen, ein Anerbieten, das sie dem gerührten Componisten nicht umsonst gethan haben sollte. Dann ging sie, Marie von dem plötzlichen Vorhaben in Kenntniß zu setzen. Diese ließ vor Schrecken ihre Katze auf den Boden fallen, ein unerhörtes Ereigniß; aber man gönnte ihr keine Zeit, sich ihrem Schmerze zu überlassen. Frau Bardeles drängte zu den wenigen Abschiedsbesuchen, die durchaus nöthig schienen; der Nachmittag reichte kaum hin, alle Kisten und Koffer zu schnüren und zu packen, und so war die Stunde der Abreise gekommen, ehe Marie recht eine Minute gefunden hatte, für Gustav

heimlich ein paar erklärende und zugleich tröstende Zeilen auf das Papier zu werfen. Während ihre Mutter auf dem Bahnhofe die Billets löste, fand sie Gelegenheit, den Brief unbemerkt in den anstoßenden Briefschalter gleiten zu lassen; da drängte man schon zum Einsteigen, kaum unterdrückte Marie ihre andrängenden Thränen, und nun erst, da der Zug bereits die nächstgelegenen Stationen hinter sich hatte, fand es Frau Bardeles für angemessen, ihrer bis in die Tiefe ihrer Seele bestürzten Tochter das wahre Motiv der plötzlichen Abreise nicht länger vorzuenthalten.

Gustav blieb bei der so unerwarteten Nachricht gefaßter, als Marie ahnen mochte. Er hatte die feste Ueberzeugung, daß er die Geliebte wiederfinden und wiedersehen werde; er hatte den festen Glauben an Mariens Liebe, und dieser Glaube war es, der ihm gerade nach ihrer Entfernung die ernste Pflicht vor Augen stellte, seinerseits durch Arbeit und Ausdauer die Geliebte sich wiedergewinnen zu helfen. Zur selben Zeit hatte ihm der unermüdliche Dechant Linhard einige Unterrichtsstunden zu verschaffen gewußt, deren Ertrag den allernothwendigsten Bedarf des Tages decken konnte, und da, gleichfalls auf des Dechanten Verwendung, der Buchdrucker Huß, dessen Officin eben den Druck eines prachtvollen Missale für den Papst vorbereitete,

ihn bei der Correctur zu verwenden versprochen hatte, so schien Gustav die Gelegenheit sicher, von den äußersten Sorgen unbehelligt, vielleicht schon in nicht allzu ferner Zeit sein Fachstudium einem glücklichen Ende entgegenzuführen. Zu alledem erhielt er von Marien oft genug Nachricht voll Treue und Hingebung, und da auch sie nun erfahren durfte, wie das Institut der poste-restante-Briefe ganz besonders für einen heimlichen Briefwechsel Verliebter erfunden scheine, so floß sein Leben bald in ruhiger und heiterer Stimmung hin.

Im Grunde war es Kathinka also nicht gelungen, die beiden Liebenden so tief zu verwunden, als sie im ersten Auflodern ihrer Leidenschaft wohl gewünscht hatte, ja, sie bereute fast schon, daß Frau Bardeles ihrem Winke so schnell Folge geleistet hatte; denn nur zu früh war ihr dadurch das Opfer aus dem Wege geräumt worden, an dem sie, wenn in stiller schlafloser Nacht all das heiße Erinnern über sie kam, noch gern ihre unersättliche Rache geübt hätte.

Inzwischen war mit ihr eine große Veränderung vorgegangen: ihre Liebe war eigennützig gewesen und mit ihrer Liebe war auch jener edlere Stolz gefallen, den sie so gern zur Schau getragen und mit dessen blendendem Glanze sie alle ihre Anbeter eingeschüchtert

und ferngehalten hatte. Sie wußte um ihren Stolz und wollte stolz sein; sie hatte genau das Ziel vor Augen gehabt, das sie mit ihm, dem Resultate ihres Nachdenkens, zu erreichen gedachte. Nun aber sah sie sich um den Preis betrogen, und mit diesem war ihr Stolz gefallen. Sie dachte mit Schrecken daran, daß sie sich fortan werde herbeilassen müssen, zu jener Stufe herabzusteigen, auf der sie eben bis jetzt ihre Bewunderer hinter sich gelassen hatte; sie fühlte sich von dieser Demüthigung um so schwerer betroffen, als sie öffentlich geschah und alle Welt zum Zeugen hatte. Unter solchen Umständen schien ihr das erneuerte Drängen des Herrn Maibus um ihr Jawort nicht mehr in dem Grade peinlich wie früher. In ihrer Liebe war sie tödtlich beleidigt worden, die Hand des Bremer Kaufmannssohnes führte sie in Verhältnisse ein, die fürstlich zu nennen waren und die den Neid ihrer Freundinnen unter jeder Bedingung wachrufen mußten. Auf diese Weise konnte sie immer noch triumphiren. Sie malte sich in Gedanken das Leben aus, das sie erwartete: kein Genuß war ihr versagt; keine verhaßte Einschränkung legte sich ihren übermüthigen Launen in den Weg; mit ihrer Schönheit, mit ihrem Geiste konnte es ihr nicht schwer fallen, auch in Bremen einen Kreis bewundernder Männer um

sich zu versammeln; der Gatte war nicht zu fürchten — all das schien nicht verwerfenswerth, und so kam denn bald genug der, Abend an welchem Kathinka dem überglücklichen Werber das Versprechen gab, mit ihm am folgenden Morgen den bedungenen Spazierritt zu unternehmen.

Und dieser gelang. Kathinka dachte nicht mehr daran, den Stallmeister dafür sorgen zu lassen, daß Constantin Maibus vom Pferde geworfen werde, sie glaubte ihm sogar Lobsprüche über seine gute Haltung sagen zu müssen; der Gepriesene aber erwiderte dieselben sofort mit der Versicherung, daß er trotzdem mit dem heutigen Tage definitiv seine Reitübungen zum Abschluß zu bringen gedenke. Kathinka lächelte spöttisch und gab ihrem Pferde einen Schlag mit der Gerte, daß es hoch aufstieg. Dann jagte sie dahin, daß ihr Schleier flog, unbekümmert um den erschrockenen Maibus, der sich vergebens bemühte, sein nachstrebendes Roß in einer ruhigern und gemäßigtern Gangart zu halten.

Am nämlichen Abend schon fand in Anwesenheit zahlreicher Gäste die Verlobung statt. Kathinka selbst hatte dazu getrieben und auch den Wunsch ausgesprochen, daß die Hochzeit möglichst bald folge. Der blonde Herr Constantin Maibus aus Bremen schien an jenem

Abend um einen Kopf größer; er strahlte von Stolz und schwur darauf, daß seine Braut das Glück, dem er sie zuführe, kaum erwarten könne.

Auch der Dechant Linhard war unter den Geladenen; bei ihm erkundigte sich der alte Hollbein, der nun seine höchsten Wünsche erfüllt sah, nach dem Schicksale Gustav Wohlmuth's. Er erbot sich sodann, demselben eben durch die Hand des Dechanten so lange eine monatliche Unterstützung zukommeu zu lassen, bis er seine Studien vollendet habe.

Der Dechant zuckte mit den Achseln.

„Herr Wohlmuth ist stolz“, sagte er; „ich weiß, daß er das Geld sofort zurückweisen würde, wenn ihm auch nur die leiseste Ahnung käme, die Unterstützung könne von Ihnen herrühren.“

Der alte Hollbein sprach nicht mehr von der Sache.

Der Dechant hatte mit seiner Aeußerung wohl Recht gehabt und doch sollte Gustav damals aufs neue die Ungunst des Schicksals empfinden. Denn reichte schon der Ertrag, den die Unterrichtsstunden boten, nicht so weit, als er ursprünglich erwartet hatte, so erhielt er zu Allem ganz unerwartet vom Buchdrucker Huß einen Brief, in welchem dieser sein Bedauern aussprach, Gustav nicht, wie beabsichtigt, bei der Correctur seines Missale verwenden zu können. Der fromme

Mann ließ nicht undeutlich durchblicken, daß man bei der Herstellung eines für Seine Heiligkeit den Papst bestimmten Werkes unmöglich einen Menschen verwenden dürfe, der einen Selbstmörder zum Vater gehabt und auf dem die Hand Gottes sichtbarlich züchtigend ruhe.

Gustav zerriß den Brief; mehr als dies beunruhigte ihn, daß er schon seit geraumer Zeit keine Nachricht mehr von Marien erhalten hatte. Er hatte wiederholt geschrieben und auf das dringendste um Antwort gebeten. Alles war umsonst. Zuletzt kamen seine Briefe als unbestellbar zurück, und einer derselben trug die Notiz: „Adressatin ist abgereist.“ Abgereist! Also nicht krank, wie Gustav anfänglich gefürchtet hatte; es stand viel schlimmer, Marie hatte nicht mehr schreiben wollen.

Diese Erfahrung lähmte Gustav's ganze Kraft, sie brach sein ganzes Hoffen. Nun hatte auch sie ihn verlassen, sie, mit der sein ganzes Denken und Fühlen eins geworden war. Nun war ihm auch dieser Glaube zertrümmert worden, nun besaß er nichts, gar nichts mehr. Er hatte Recht gehabt, da er Marien beim ersten Wiedersehen sagte, er fürchte die Zukunft, er bebe vor dem ihm bestimmten Loose; nun war auch sie vor ihm geflohen, nun hatte auch sie ihn seinem Schicksale überlassen.

In dumpfem Brüten gingen ihm die Tage hin; er konnte es noch nicht fassen, daß er wirklich Alles verloren haben sollte. Dann wieder trieb ihn eine unsagliche Unruhe ihm Freien herum, seine Gedanken jagten fort und fort der noch immer Geliebten nach. Er arbeitete nicht mehr, denn die, für die er bisher gearbeitet, hatte ihn verlassen. Zuletzt gab er auch die Stunden auf, die er bisher gegeben, denn es kümmerte ihn nicht, wenn er Entbehrung litt; das Leben hatte keinen Werth mehr für ihn.

Um diese Zeit bereiteten sich jene Ereignisse vor, welche dem Jahre 1866 eine welthistorische Bedeutung geben sollten. Der unerwartete Gang der Dinge riß auch Gustav aus seinem fruchtlosen Hinbrüten; mit gespannter Aufmerksamkeit folgte er ihrer Entwicklung und mit Freude fast fand er eines Abends das Schreiben vor, welches ihn für das Vaterland zum Dienst in die Kaserne rief.

Es war der erste frohe Tag wieder, an welchem er ausmarschirte. Er empfand ein eigenthümliches Behagen in seiner Brust, auch wenn er nicht zum Offizier befördert worden wäre, wie dies inzwischen der Fall gewesen. Nun lag alles Erlebte hinter ihm, fertig und abgeschlossen sein Glück, sein Unglück, seine Freude, sein Leid; nun, sagte er sich, wünsche er nur

noch bald der Kugel zu begegnen, die seinem unnützen Dasein ein Ende mache.

Es kam anders. Der Feldzug ging zu Ende und Gustav rückte unversehrt und wohlbehalten vom Schlachtfeld in seine neue Garnison ein. Er hatte sich am Ende damit versöhnt, daß ihn keine Kugel getroffen; er hatte Neigung zu seinem neuen Stande gefaßt, er hatte wieder Beruf und Pflichten, und vor ihm dehnte sich ein weites Feld, auf dem er die reichen Kräfte seines Geistes und Körpers nutzbringend verwenden konnte.

Eines Abends, der Herbst neigte sich bereits rasch seinem Ende zu, saß er im Gastzimmer eines der größeren Hotels der Stadt, als mehrere Offiziere seines Regiments eintraten und zu einem Spiel Karten an einem andern Tische Platz nahmen.

„Sie waren nicht im Concert, Kamerad?“ rief einer zu Gustav herüber.

„Nein, ich wußte gar nicht, daß ein solches stattfand.“

„Sie lieben die Musik nicht?“

„Nein.“

Gustav floh wirklich seit der Zeit, da er Marie zum letzten Mal spielen gehört, jede Musik; sie weckte zu schmerzliche Erinnerungen in ihm.

Die Offiziere plauderten weiter und Gustav vertiefte sich wieder in die Zeitung, die vor ihm lag.

Bald aber schlug ein Wort an sein Ohr, das seine Aufmerksamkeit von der Politik abzog; er horchte hinüber auf das, was seine Kameraden sprachen — es handelte sich um eine Gattung Thiere, der Gustav aus begreiflichen Gründen noch immer seine lebhafteste Theilnahme schenkte, um Katzen.

„Wie gesagt", fuhr der Offizier, der eben gesprochen hatte, fort, indem er die Karten mischte und gab, „das Drolligste an ihr ist die Vorliebe für Katzen. Sie soll für diese abscheulichen Thiere eine wahre Leidenschaft haben, wie sie denn auch eine große weiße Angorakatze auf allen ihren Reisen mit sich führt. Das sind die bekannten Künstlerlaunen, mit denen solche Herrschaften für sich Reclame machen. Heute Vormittag ging sie trotz des nassen, unfreundlichen Wetters auf der Promenade um die Stadt. Ein paar Offiziere vom Genie kamen zufällig denselben Weg hinter ihr her. Da miaute es auf einmal ganz kläglich von der Seite. Sie blieb stehen und horchte; das Miauen kam aus einem der Felder, die rechts von der Promenade liegen. Ohne weiteres läuft unsere Katzenfreundin in den nassen Acker, holt da ein abgemagertes, frierendes Kätzlein, das sich verirrt haben mochte,

heraus, wickelt es sorgsam in den dicken Shawl, daß nur der kleine Kopf herausschaut, und trägt es, ihm beständig zusprechend und unbekümmert um die neugierigen Blicke der Vorübergehenden, richtig durch die ganze Stadt nach Hause. Wenn das keine Narrheit ist, will ich mich hängen lassen."

„Ohne Beichte und Absolution?" fragte einer lachend.

„Meinetwegen auch ohne Beichte und Absolution."

„Von wem sprechen Sie?" fragte jetzt Gustav, mühsam Athem holend.

„Mein Gott, was ist Ihnen? Sie sehen ja ganz geisterbleich darein! Wir sprechen von der Klaviervirtuosin, die heute das glänzende Concert gegeben hat. Sie hätten es nicht versäumen sollen."

„Und ihr Name?"

„Marie Bardelli. Sie wohnt hier im Hotel."

Bardelli? Es konnte nur von Marie Bardeles die Rede sein.

Ehe sich die Offiziere von ihrem Erstaunen erholt hatten, war Gustav Wohlmuth aus dem Zimmer gestürzt. Er rief einen Kellner, und ohne zu wissen, was er that, was er wollte, stand er schon nach wenigen Minuten vor dem Zimmer der Klaviervirtuosin und klopfte.

Er erschrak, obgleich er doch auf Alles gefaßt war; eine nur allzu bekannte Stimme hatte Herein! gerufen.

Gustav trat in das hellerleuchtete Zimmer. Er sah sich zwei Damen gegenüber, die eben speisten und nun verwundert über den späten Gast aufschauten. Schweigend blieb er an der Thür stehen, das Herz drohte ihm zu zerspringen.

„Marie!" sagte er dann.

Da sprang Marie auf; sie that ein paar Schritte erschrocken nach rückwärts.

„Mein Gott", sagte sie dann mit bebender Stimme, „Sie sind —"

„Gustav Wohlmuth. Sie kennen mich nicht mehr?"

„In der Uniform!" stammelte das Mädchen, noch immer in der größten Verwirrung. „Und so plötzlich, so unerwartet!"

„Wenn ich stören sollte", sagte Gustav mit erzwungener Ruhe, „so will ich —"

„Nein, nein!" rief Marie, eine rasche Bewegung gegen ihn machend. „Verzeihen Sie meine Bestürzung — wie ist mir denn? Ja, bleiben Sie. Wir haben uns", setzte sie in schmerzlichem Tone bei, „ja schon lange nicht mehr gesehen."

Damit bot sie Gustav einen Stuhl und nahm selbst wieder neben ihrer Mutter Platz.

Frau Bardeles begriff sofort die ganze Situation. Sie war nicht leicht auf die Dauer aus der Fassung zu bringen, und so brachte sie denn auch bald ein Gespräch zu Stande. Sie erkundigte sich nach den Schicksalen Gustav's. Dieser erzählte; er erzählte auch, durch welchen Zufall er von der Anwesenheit der beiden Damen Kenntniß erhalten habe. Er richtete seine Worte ausschließlich an Frau Bardeles; denn Marie saß schweigend da und verrieth durch keinen Blick, durch keine Bewegung eine Theilnahme an dem, was um sie vorging.

Frau Bardeles stand nach einer Weile auf und trat in das anstoßende Zimmer.

Sie war eine kluge Frau, die Frau Bardeles aus Hannover.

„Und Sie, Marie, sagen mir gar nichts mehr?“ wandte sich Gustav jetzt hastig an das Mädchen.

Marie fuhr erschrocken zusammen und eine lichte Röthe schlug in ihr schönes Antlitz.

„Ich war nicht darauf gefaßt“, sagte sie leise, „Sie noch einmal bei uns zu sehen.“

„Sie haben Recht“, entgegnete Gustav; „ich laufe vielleicht sogar Gefahr, zudringlich zu erscheinen. Aber

die Erinnerung riß mich zu mächtig hin; erst da ich hier bin, fürchte ich, eine Unbesonnenheit begangen zu haben."

Marie antwortete nicht.

„Und soll ich", fuhr Gustav fort, indem er ihre Hand zu fassen suchte, die sie ihm rasch wieder entzog, „auch jetzt, da ich Sie vielleicht zum letzten Male sehe, nicht fragen dürfen, was Sie von mir entfernt hat?"

Marie sah verwundert auf; die Röthe war aus ihrem Gesicht zurückgetreten und ihr Antlitz zeigte wieder die durchsichtige Bläße, die ihm immer eigen war.

„Die gleiche Frage", sagte sie jetzt mit unsicherer Stimme, „kann ich an Sie richten."

„An mich?"

„Ja, an Sie", rief das Mädchen leidenschaftlich. „O Gustav, Sie versicherten mir in einem jeden Ihrer Briefe, einen neuen Blick in mein Herz gethan zu haben; ach, ich mußte es zu schwer erfahren, wie wenig Ihnen das wirklich gelungen sei."

„Was werde ich hören müssen!"

„Denn was, was um Alles in der Welt gab Ihnen ein Recht, mich so tief zu beleidigen? Wenn Sie mich wirklich kannten, wie Sie sich so oft rühmten, dann durfte ich Ihnen nimmermehr so niedrig

stehen, wie Sie mich es glauben ließen, dann mußte ich vor einer Behandlung geschützt sein, wie die Ihrige war. Wenn ich mich wirklich täuschte, mußten Sie mich denn gerade auf die verletzendste Weise von dieser Täuschung befreien? Wenn mein friedlicher Traum wirklich zu Ende gehen mußte, was zwang Sie denn dazu, ihn alsdann gerade auf eine so rauhe, so rücksichtslose Weise zu zerstören? Hatten Sie gar nichts für mich mehr als ein so hartes, wegwerfendes Stillschweigen? Hatten Sie —"

„Marie", rief jetzt Gustav erschrocken, „ich bitte Sie, kein Wort mehr! Sie häufen eine Anklage um die andere auf mein Haupt, eine schwerer als die andere. Sie müssen in einem entsetzlichen Irrthum befangen sein. Sie waren es doch, die mir auf meine Briefe nicht mehr geantwortet hat! Sie waren es, die —"

„Nein, nein!" rief Marie mit thränenerstickter Stimme.

Da trat Frau Bardeles wieder ein und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß es an der Zeit sei, sich zur Ruhe zu begeben.

Gustav erhob sich; er erhielt die Einladung, am nächsten Vormittag seinen Besuch zu wiederholen.

„Ich werde mir die Ehre geben", sagte er;

„wie ich sehe, ist ein schweres Mißverständniß aufzulösen.“

Dieses zu thun, hielt Frau Bardeles für angemessen, als sie am nächsten Morgen mit ihrer Tochter beim Frühstück saß.

Es waren seltsame Neuigkeiten, welche Marie zu hören bekam.

Als Frau Bardeles nämlich mit dem Frühjahr die Zeit gekommen glaubte, ihre Tochter eine Kunstreise durch Deutschland antreten zu lassen, hatte sie auf Vorschlag des Kapellmeisters Bartholomäus Gigengaugl, der ihr nachgerade ein fast unentbehrlicher Rathgeber geworden war, ihren Namen Bardeles in Bardelli umgeändert. Ersterer hatte eine so eigenthümlich orientalische Klangfarbe, während Bardelli direct aus dem poetischen Italien verschrieben schien. Infolge dieser Namensänderung begab sich der dienstеifrige Kapellmeister auf die Post, um dortselbst die bezügliche Mittheilung wegen etwa einlaufender Briefe zu machen. Der Beamte bemerkte, daß auch an ein Fräulein Marie Bardeles häufig Briefe einliefen, allerdings poste restante, und fragte, ob auch von diesen die Rede sei. „Gewiß“, versetzte der Kapellmeister und beeilte sich, Frau Bardeles von der merkwürdigen Entdeckung in Kenntniß zu setzen. Frau Bardeles

war diesmal wirklich erstaunt; aber sobald sie ihre Fassung erlangt hatte, eilte sie auf das Bureau, legitimirte sich als pflichtbewußte Mutter und setzte es durch, daß für die Zukunft sämmtliche Briefe Gustav's, statt an Marie abgegeben zu werden, als unbestellbar zurückliefen. Somit war der Correspondenz kurz und gut ein Ende gemacht.

„O Mutter", sagte Marie vorwurfsvoll, „das hättest Du nicht thun sollen."

„Und nun?"

„Ich werde Gustav Alles erzählen", sagte Marie ermuthigt, daß sie ihre Mutter so wenig zum Schelten geneigt sah.

„Und dann?"

Marie blickte erröthend zu Boden.

Frau Bardeles erhob sich und schritt ein paarmal durch das Zimmer; dann blieb sie vor ihrer Tochter stehen und sagte:

„Du weißt, daß ich die Dinge gern so nehme, wie sie sind. Soviel ich gestern bemerken konnte, liebt Dich der junge Wohlmuth noch. Er hat nun eine angesehene Stellung. Wenn auch Du noch glaubst, mit ihm glücklich zu werden, in Gottes Namen, meine Einwilligung habt Ihr."

Marie flog der Mutter an den Hals.

„Ich habe“, sagte diese sich losmachend, „mir heute Nacht Alles reiflich überlegt; ich bin des Virtuosenthums schon herzlich satt.“

„Ich auch“, lachte Marie.

„Du warst nie danach hungrig. Ich sehe aber, daß ich diese endlosen Reisen, diese fortwährenden Aufregungen wirklich nicht vertragen kann. Ich sehne mich wieder nach einer stillen Häuslichkeit und begehre nach Ruhe. Es ist doch schrecklich, beständig von einer Stadt zur andern zu jagen, in jeder wildfremden Menschen Besuche machen zu müssen, sich überall wie ausländische Vögel anstaunen und sich am Ende höflich oder unartig behandeln lassen zu müssen, wie es einem Jeden beliebt. Dann diese ewigen Sorgen um die Zeitungen, diese Sorge um das kleinste Winkelblatt, das nicht vergessen sein will, dieses Heer von Redacteuren, Journalisten, Literaten und wie alle die Herren heißen, denen man nicht artig genug kommen und nicht Freibillets genug geben kann. Nein, nein! Es ist mir ganz recht, wenn Du das Concertgeben an den Nagel hängst; Du hast es ja nicht nöthig.“

Bald kam auch Gustav, und die strahlende Miene Mariens verrieth ihm, daß man am Ende aller Mißverständnisse angelangt sei; noch in derselben Stunde schloß er mit Bewilligung der Frau Bardeles das

schöne Mädchen als feierlich Verlobte an sein Herz.

„Was wird Herr Bartholomäus Eigengaugl dazu sagen?“ fragte Marie und setzte lächelnd bei: „Ich meine immer, er hat in letzter Zeit ein bedeutsames Auge auf mich geworfen.“

„Unmöglich!“

„Die Mutter ist selbst schuld daran; sie hat ihm zu viele Rechte über mich eingeräumt.“

„Nur väterlicher Natur.“

„Vor einigen Tagen erzählte er mir von seiner neuesten Oper, die er schreibe und die den Titel führt: Das Erdbeben.“

„Vortrefflich!“

„Mit eigenthümlicher Betonung aber meinte er, daß ihm zur Vollendung seines genialen Werkes eine ruhige Häuslichkeit gewiß recht förderlich sein könne.“

„Ohne Zweifel“, sagte Frau Bardeles spöttisch und rief dann, durch das Fenster deutend: „Dort kommt er!“

Bartholomäus Eigengaugl trat ein; er trug noch immer seine langen Haare und noch immer den eleganten Frack mit der Ordensschleife und noch immer die untadelhafte Wäsche und noch immer die riesigen Manschetten. Mit Erstaunen hörte er von der Ver-

lobung und gratulirte. Dann ließ er seinen Blick bald auf Marie, bald auf Frau Bardeles fallen.

„Warum sehen Sie mich denn so an?“ fragte endlich letztere.

„Darf ich Sie“, sagte der Kapellmeister, „einen Augenblick um Gehör bitten?“

Frau Bardeles führte ihn in das Nebenzimmer.

Schon nach kurzer Weile aber kam er allein wieder herausgestürzt, griff nach seinem Hute, eilte an dem erstaunten Brautpaare vorbei und schoß, ohne ein Wort zu sagen, zur Thür hinaus und fort.

„Was ist dem Kapellmeister?“ fragte Marie, als auch Frau Bardeles wieder sichtbar ward.

„Nichts“, antwortete diese, „laßt Euch nicht stören; er hat nur um meine Hand angehalten.“

„Um Deine Hand?“

„Es ist gut, daß wir ihn losgeworden sind; sein Liebeswahn hätte meinem Geldbeutel doch nachgerade bedenklich werden müssen.“

Als sie alle drei abends in glücklicher Stimmung beisammen saßen, miaute es plötzlich im Nebenzimmer.

Marie erhob sich sofort.

Gustav, unwillig über ihr Fortgehen, wollte sie zurückhalten.

„Nein“, sagte das Mädchen lächelnd, „es ist die Katze, die ich gestern im Felde gefunden habe, und sie allein ist es am Ende, die uns wieder zusammengeführt hat.“

Frau Bardeles aber nahm einen Augenblick ihre Brille von der Nase und sagte:

„Lassen Sie sie, Gustav. In diesem Punkte werden Sie nichts mehr an meiner Tochter ändern. Sie ist und bleibt die einfältige Katzenmarie.“

Ende.

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.